

16

16.4

FORUM

Supervision

Innere und Äußere Realität

Jürgen Hardt

Jörg Gogoll

Ulrike Ewald/
Lutz Meier

Martin Johnsson

Rainer Bosselmann

Barbara Wiese

Hans Hoffmann

LA 000
F7 S9
17

Herausgegeben von
Gerhard Leuschner und
Gerhard Wittenberger
Fachhochschulverlag
Der Verlag für Angewandte Wissenschaften

FoRuM Supervision

9. Jahrgang, Heft 17, März 2001

Herausgeber:

Gerhard Leuschner und Gerhard Wittenberger

Wissenschaftlicher Beirat:

Dr. Max Bartel (Bern/Biel) – Prof. Dr. Annemarie Bauer (Darmstadt/Heidelberg) – Prof. Dr. Albert Bremerich-Vos (Ludwigsburg/Aachen) – Prof. Adrian Gaertner (Bielefeld/Oberursel) – Prof. Dr. Katharina Gröning (Bochum) – Dr. Wolfgang Schmidbauer (München) – Prof. Dr. August Schüle (Wien) – Dr. Michaela Schumacher (Köln) – Prof. Dr. Ralf Zwiebel (Kassel)

Redaktionsanschrift:

Dr. Jürgen Kreft (geschäftsführender Redakteur)
 Meppener Straße 22, 48155 Münster
 Tel.: 0251-665564
 Fax.: 0251-6743958
 Email: JuergenKreft@t-online.de

Redaktion:

Thomas Behler (Essen) – Theresia Menches Dändliker (Zürich) – Jürgen Kreft (Münster) – Angelica Lehmenkühler-Leuschner (Münster) – Franz Leinfelder (Wiesbaden) – Peter Musall (Gelnhausen) – Barbara Wiese (Marburg) – Inge Zimmer-Leinfelder (Wiesbaden)

Verantwortliche Redakteure für Heft 17

Barbara Wiese, Liebigstr. 46, 35037 Marburg
 Jörg Gogoll, Liebigstr. 46, 35037 Marburg

Erscheinungsweise und Bezug:

FORUM SUPERVISION erscheint halbjährlich (März und Oktober).
 Preis des Einzelheftes: DM 18,-
 Jahresabonnement: DM 28,- DM (2 Hefte) zuzüglich Versandkosten.
 Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht bis zum 31.12 des laufenden Jahres gekündigt wird. Bestellungen bitte an den Verlag richten.
 Damit die Lieferungen nicht unterbrochen werden, bitten wir dringend darum, dem Fachhochschulverlag bei einem Wohnungswechsel die neue Adresse mitzuteilen.

Verlag:

Fachhochschulverlag
 Der Verlag für Angewandte Wissenschaften
 Kleiststraße 31
 60318 Frankfurt am Main

Herstellung:

Computersatz: Fachhochschulverlag
 Druck: Fuldaer Verlagsagentur
 © 2001 Fachhochschulverlag Frankfurt am Main

ISSN 0942-0045

Inhalt

In eigener Sache	2
Vorwort	3
Beiträge	
<i>Jürgen Hardt</i> Innere und äußere Realität – Grenze und Norm	6
<i>Jörg Gogoll</i> Symbolisierungsprozesse in der Supervision	31
<i>Ulrike Ewald und Lutz Meier</i> Sieben Bälle sind zu viel – Eine phänomenologische Collage	52
<i>Martin Johnsson</i> Die Verleugnung der Realität. Oder: Das unbewußte Bündnis zwischen einer Patientin und einem Team.	63
<i>Rainer Bosselmann</i> Bei-Spiele der Supervision	70
<i>Barbara Wiese</i> Innere und „äußere Realität“	74
<i>Hans Hofmann</i> Von Menschen und Prothesen – „Oder: Sind wir nicht alle ein bisschen Bluna?“	90
Rezension	114
AutorInnen	119
Erratum	120
Vorschau	121
Veranstaltungen	122

UB BIELEFELD
160/4267166+1



86-08



LA 000
 F7 SG
 17

160/

In eigener Sache

Jede Institution unterliegt Veränderungsprozessen, geplanten und ungeplanten. In der Regel sind solche Veränderungen Reaktionen auf gesellschaftliche und/oder private Veränderungen, weil Institutionen Schnittstellen zwischen diesen Bereichen sind und selbst kaum Initiativen für Veränderungen entwickeln. Sie haben hier vielleicht viel Gemeinsames mit Bürokratien. Zwei solche Veränderungen haben sich in der Redaktion von FoRuM Supervision ergeben:

Ab sofort ist Herr Dr. Jürgen Kreft zum geschäftsführenden Redakteur von FoRuM Supervision berufen. Herr Dr. Kreft ist promovierter Philosoph, vom Grundberuf Pädagoge und Supervisor (DGSv). Wir freuen uns über seine Bereitschaft, an der konzeptionellen und publizistischen Entwicklung von FoRuM Supervision mitzuwirken und erhoffen uns viele interessante Diskussionen, Anregungen und Beiträge.

Er wird die redaktionellen Geschäfte der Zeitschrift führen, sofern sie nicht die Betreuung der Autoren betreffen. Seine Anschrift ist zukünftig auch die Redaktionsanschrift. Sie lautet:

Redaktion FoRuM Supervision
Herrn Dr. Jürgen Kreft
Meppener Str. 22
D – 48155 Münster

Als weitere Veränderung ist mitzuteilen, dass Herr Dr. Werner Bohnert aus der Redaktion auf eigenen Wunsch ausscheidet. Wir lassen ihn ungern gehen, müssen aber seine Entscheidung akzeptieren. Die Herausgeber und die Kolleginnen und Kollegen der Redaktion bedanken sich für die engagierte Zusammenarbeit und wünschen ihm alles Gute – im Beruflichen wie im Privaten.

Die Herausgeber

Vorwort

Angesichts einer sich immer schneller wandelnden Welt ist auch die Veränderung der Arbeitswelt, ihrer Strukturen, Regeln und Gesetzmäßigkeiten einer enormen Beschleunigung unterworfen. Einsparungen, Rationalisierungen, Maßnahmen wie „Flexibilisierung“ und „Anpassung an den Arbeitsmarkt“ schaffen eine äußere Realität, die derart in Bewegung ist, dass es immer schwerer fällt, sie adäquat zu begreifen, einzuschätzen und mit ihr umzugehen. Diese Modernisierungs- und Transformationsschübe führen auch zu einem Wandel der Wahrnehmung, Beurteilung und Ausgestaltung von Berufsbildern und -rollen. Welche Folgen haben diese Entwicklungen, Schwankungen und Umstellungen in der äußeren Realität für die innere, psychische Realität – die subjektive Wirklichkeit – der Beteiligten? Durch welche Sprache, mit welchen Symbolen, Zeichen und Chiffren werden äußere Veränderungen gekennzeichnet und beschrieben? Mit welchen Annahmen, Bildern und Phantasien reagieren die Adressaten und Teilnehmer auf diese Veränderungsprozesse und stellen ihre innere Realität darauf ein?

Im Rahmen dieses Themenheftes beleuchten die einzelnen Beiträge das Verhältnis und die Interaktion innerer und äußerer struktureller, formeller und informeller Wandlungsvorgänge, wie sie SupervisorInnen zur Zeit verstärkt vorfinden.

Jürgen Hardt geht in seinem Artikel „Innere und äußere Realität – Grenze und Norm“ zunächst auf die Definitionen, Begriffe und Konzepte ein, die sich in der Theorie und Praxis der Psychoanalyse zu den Vorstellungen über die innere und die äußere Welt des Menschen entwickelt haben. Unter Berücksichtigung psychoanalytischer Auffassungen über die Genese des Wirklichkeitssinnes wird die Wahrnehmung des Inneren und Äußeren betrachtet sowie ihr Zusammenhang zu den Einwirkungen traumatischer Erfahrungen und unbewusster Phantasietätigkeit. Dabei ist die kritische Beurteilung sowohl der Innen- als auch der Außenwelt von der Möglichkeit abhängig, Illusionen, Traditionen und Ideologien kritisch ins Auge zu fassen. Der Autor gibt darüber hinaus einen fundierten und gezielten Einblick in die philosophische und wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung um die Konzepte der inneren und äußeren Realität.

In dem Beitrag von Jörg Gogoll „Symbolisierungsprozesse in der Supervision“ geht es um die Mittel und Wege der Verinnerlichung, der Wahrnehmung und Verwandlung äußerer in innere Realität. Hierbei kommt der Symbolisierung eine hervorragende Rolle zu. Es werden historische, soziologische und psychoanalytische Betrachtungsweisen herangezogen, um darzustellen, auf welche Weise und mit welchen Folgen sich Menschen die Außenwelt mithilfe von Bildern, Symbolen oder Vergleichen vergegenwärtigen und in ihre Innenwelt integrieren. Der Verfasser untersucht anhand von Beispielen aus der supervisorischen Praxis, wie das

Verständnis von Symbolisierungsvorgängen genutzt werden kann, um die Folgen der Konfrontation externer und interner Wirklichkeiten zu bearbeiten.

Ulrike Ewald und Lutz Meier zeigen in ihrer phänomenologischen Collage „Sieben Bälle sind zuviel“ anhand von Fallvignetten aus unterschiedlichen Arbeitsfeldern, wie Teams und Institutionen auf Veränderungen äußerer Realitäten gleichartig oder unterschiedlich reagieren. Es wird demonstriert, auf welche Weise sich äußere Veränderungen, z.B. die Einführung eines neuen Konzepts zur Stadtteil orientierten Sozialarbeit, in Supervisionsprozessen, also im „Inneren“, widerspiegelt.

Supervision in einer Klinik für palliative Tumorthherapie zu geben, ist von der Thematik her bereits schwer. Sich hier mit der Frage zu beschäftigen, wie mit der Verleugnung der Tatsache, unheilbar erkrankt zu sein, in einem Team von Ärzten und Pflegepersonal umgegangen werden kann, ist das Thema des Beitrags von Martin Johnsson. Er berichtet anhand eines Fallbeispiels, wie es zu gemeinsamer Abwehr des Themas von Team und Patientin kam und schildert uns seine Bemühungen als Supervisor, die Abwehr behutsam aufzulösen, damit sich die sterbende Patientin von ihrer Familie möglicherweise verabschieden kann. Offen bleibt die Frage, ob Patienten, die sich mit dem nahenden Tod nicht auseinandersetzen möchten oder können, nicht auch ein Recht auf die Verleugnung der unertragbaren Realität haben.

Auch Rainer Bosselmann berichtet aus der supervisorischen Praxis. Mit drei Beispielen von Team- bzw. Gruppensupervisionen führt er uns anschaulich in seine spezielle Arbeitsweise als Supervisor ein. Ursprünglich psychodramatischer „Herkunft“, integriert er das imaginative Verfahren von Hanscarl Leuner und Elemente von Milton H. Erickson in seine supervisorische Haltung und Herangehensweise.

Barbara Wiese bezieht das Thema des Heftes auf die Lehrsupervision und die Supervisionsausbildung. Ihren Beitrag hat sie auf der FIS-Fachtagung für LehrsupervisorInnen im November 2000 in Schwerte als Vortrag gehalten und für das Heft leicht überarbeitet. Sie stellt im ersten Teil der Arbeit zunächst anhand von Sigmund-Freud-Texten die Begriffe Realitätsprinzip und Lust/Unlustprinzip dar sowie die Funktion des „Ichs“, das sich in der Auseinandersetzung mit der äußeren Realität entwickelt. Mithilfe des Winnicottischen Begriffs der „Objektverwendung“ beleuchtet sie Probleme in der Supervisionsausbildung. Ob sich psychoanalytische Kategorien ungebrochen auf die Analyse gesellschaftlicher Bedingungen anwenden lassen, diskutiert sie anhand verschiedener Positionen. In ihrem zweiten Teil stellt die Autorin anhand verschiedener Phänomene zeitdiagnostische Überlegungen an, die den raschen gesellschaftlichen Wandel betreffen, und bezieht sie auf die Supervisionsausbildung.

Einen ungewöhnlichen Text hat Hans Hofmann für unser Heft verfasst. Man könnte ihn auf eine Weise lesen, wie man ein Bild betrachtet. „Von Menschen und

Prothesen – Oder: Sind wie nicht alle ein bisschen Bluna?“ ist ein Essay, der einige Aspekte unserer multiplen Zeit und Wirklichkeit von einem kunst- und kulturkritischen Standpunkt aus beleuchtet. Der Autor geht auf die Phänomene und Wirkungen ein, die Fernseh-, Film-, Kunst- und andere kulturelle Produktionen für die Lebens-, Selbst- und Identitätsvorstellungen des modernen bzw. postmodernen Menschen haben; beispielsweise in Bezug auf die Wahrnehmung des „Inneren“ und des „Äußeren“.

Da die Entwicklungen in der Gesellschaft und innerhalb ihrer Strukturen Chancen und Risiken beinhalten, müssen wir diese ständig neu bewerten, um nicht in Dogmatisierungen zu erstarren. Deshalb hoffen wir, dass das vorliegende Heft in seiner Vielgestaltigkeit Ihr Interesse weckt. Unser Konzept, theoretische Beiträge aus Psychoanalyse und Kulturkritik, Reflexionen über Supervision und Supervisionsausbildung mit Beiträgen aus der supervisorischen Praxis zusammenzubringen, wäre damit aufgegangen.

Barbara Wiese und Jörg Gogoll

BEITRÄGE

Jürgen Hardt

Innere und äußere Realität – Grenze und Norm

Zusammenfassung: Ausgehend von der scheinbar klaren Differenz zwischen innerer und äußerer Realität wird zuerst der unsystematische Sprachgebrauch und die verschiedenen Ansätze Freuds in Bezug auf diese Problematik skizziert. In der Weiterentwicklung der Psychoanalyse hat sich um die Realitätsbegriffe eine Sprachverwirrung ergeben, weil alltägliche und moralische Motive mit der Differenzierung von Realitäten verbunden wurden. Mithilfe von „thematischen Strängen“ wird versucht, Fragestellungen aufzuweisen, die mit der Realitätsfrage verbunden werden. Das führt zu allgemeinen Überlegungen zum Begriffsgebrauch innerhalb der Psychoanalyse: sie greift alltägliche Bedeutungen auf, muss sie dann aber ihrer eigenen Logik gemäß übersetzen und neu bestimmen.

Einleitung

Alltäglich wissen wir schon immer so ungefähr und ganz genau, was mit innerer und äußerer Realität gemeint ist. Es ist sozusagen selbstverständlich, dass es innere und äußere Realität gibt und wo die Grenze verläuft. Selbstverständlich, solange wir nicht weiter nachfragen.

Das Innere ist das Private, das Ureigenste, das Seelische, da, wo wir fühlen, denken und erleben, wo wir meinen, uns ganz genau auszukennen, was wir ganz für uns beanspruchen, ein Besitz, den uns niemand nehmen kann, ein Bereich, den wir von anderen berücksichtigt wissen wollen, usw.. Das Äußere ist das, worin wir uns verhalten, bewegen und das, was wir wahrnehmen, was außerhalb unseres Körpers ist: alle die Dinge und Menschen, die Ereignisse, Geschehnisse, die uns zustoßen und die wir betrachten von einem inneren Standpunkt aus. Diese Beschreibung kann man fortsetzen, aber je weiter sie ausgeführt wird, um so unbestimmter und persönlicher wird sie sein. Es werden dann unterschiedliche Betonungen, quasi persönliche Noten sichtbar. Die Grenzen sind dann nicht mehr so sicher, ob z.B. ein Gegenstand, an dem jemandes Herz hängt (wie z.B. ein Auto), zu seiner Seele gehört oder nicht, wird fraglich; ob ein verliebter Mensch sich mit dem Anderen wirklich vereint, ist vielleicht doch nicht nur eine poetische Metapher. Ob wir uns immer von äußeren Stimmungen abgrenzen können, die uns bewegen, die uns durchdringen, wird unsicher. Gerade wenn Stimmungen das über-

nehmen, was wir sonst für uns beanspruchen, nämlich Entscheidungen zu treffen und selbstständig zu denken.

Es wird deutlich, wenn man die Beschreibung fortsetzt, dass die alltägliche saubere Grenze von Innen und Außen psychologisch gesehen durchlässig wird. Die selbstverständliche klare Trennung von innerer Realität und äußerer Realität ist durchsetzt von kulturellen Vorstellungen, die aus verschiedenen Traditionen stammen, derer wir uns unbedacht bedienen und die oft explizite philosophische Positionen waren, bevor sie zu alltäglicher Selbstverständlichkeit wurden. Genaueres Nachfragen vertragen diese alltägliche Selbstverständlichkeiten nicht. Sie haben Gebrauchswert, solange sie nicht befragt werden.

Das Nachfragen überlassen wir den Philosophen, deren Bemühungen um die Klärung der Konzepte wie „innere Realität und äußere Realität“ wir für mehr oder weniger relevant halten. „Dem Begriff der Realität gelten zentrale Fragen der Philosophie“, schreibt Vogt (1988, S. 658). Das Anliegen der Philosophen ist es, die fundamentale Reflexion solcher Begriffe zu vollziehen. Psychoanalytiker als empirische Wissenschaftler setzen dagegen „die Wirklichkeit des Bewußtseinsprozesses und einer davon weitgehend unabhängigen Gegenstandswelt“ als gegeben voraus. Sie überlassen die Diskussion der Realität den Philosophen, deren Arbeitsebene „eine Stufe vor dem Begriffsniveau der Psychologie“ liegt. Vogt bestimmt die Differenzierung von „äußerer materieller und innerer Realität“ als „naiv pragmatisch“ und diese Definition genüge der Psychoanalyse „als klinische Praxis im wesentlichen bis auf den heutigen Tag“ (S. 659). Obwohl diese Begriffe „vor dem Begriffsniveau“ der Psychoanalyse lokalisiert werden, sind sie vor dem philosophischen Nachdenken nicht sicher. Die philosophischen Definitionen wirken über das Alltagsverständnis in die Psychoanalyse ein. Aber nur die Zuständigkeit einzelner Disziplinen für verschiedene, getrennte Bereiche zu betonen und auf die Grenzen hinzuweisen, die man beachten sollte, wie Vogt betont, reicht alleine nicht aus. Hier versagt die Raummetaphorik der Bereiche und Grenzen, wenn man die Problematik erfassen will. Statt in statische Bildern von Bereichen, Grenzen, Räumen und dem Innerhalb und Außerhalb zu denken, ist es angemessener, Austausch- und Transformationsprozesse mit Ein- und Auswirkungen, Aneignungen und Anverwandlungen als grundlegende Denkmuster anzusetzen. Die Raummetaphorik bietet zwar eine bestechende Klarheit, sie versagt aber sowohl in der Bestimmung des Verhältnisses von Wissenschaften als auch in den später darzustellenden Zusammenhängen von innerer und äußerer Realität. Die gegenseitigen Einwirkungen und Durchdringungen von Disziplinen, die sich mit den Menschen befassen, sind unvermeidlich und durch Grenzdeklarationen nicht zu bannen. Philosophische Diskurse dringen unbemerkt in das psychoanalytische Denken ein und psychoanalytische Denkmuster gehen in mehr oder weniger sachverständiger Weise in den philosophischen Diskurs ein.

Die initialen Problemstellungen in Freuds Werk

Die Dichotomie von innerer und äußerer Realität ist eines der zentralen Probleme der Psychoanalyse. Ein Problem, das sie von Anfang an bewegt hat und zu immer neuen theoretischen Anstrengungen zwingt. Die Trennung und Verbindung von Innen und Außen hat zu Entwicklung von Methode und Techniken beigetragen und trotzdem ist nur in einiger Unschärfe und Unbestimmtheit zu umreißen, was damit genau gemeint ist.

Die Lügen der Hysterica

Wenn Freud den Anfang der Psychoanalyse mit der Aufgabe der Verführungstheorie setzte und statt dessen „innere“ psychische Vorgänge für die Neurosenentstehung verantwortlich machte, dann ist mit der Verlegung der Ursachen aus der „äußeren in die innere Realität“ das Problem der Differenzierung und dem Zusammenhang von Innen und Außen gestellt.

Die Verlegung der Ursachen von Außen nach Innen war in Freuds Entwicklung aber weder ein einmaliger noch ein endgültiger Schritt. Freud hat die Verführungstheorie nie in der Radikalität aufgegeben, wie man ihm später nachsagte. Der berühmte Brief vom 21.09.1897 (Freud 1986, S. 283) ist nicht das schlagartige Ende und der völlige Neubeginn eines anderen Denkens. Freud hat monatelang mit seiner neuen Erkenntnis gerungen und sich langsam an die dynamische Funktion der Phantasie heran gearbeitet. Trotz der neuen Einsicht in die innere Verursachung bleibt der Gedanke an die Realität der Verführungsszenen bestehen. Später wird man ihm nachsagen, er habe die Ursachen von außen nach innen verlegt, um seine eigene Neurosenentstehung zu verschleiern – hätten doch seine Überlegungen ihn dazu zwingen müssen, einen Missbrauch von Seiten seines Vaters bei sich selbst anzunehmen. Aber im Dezember 1897, nach dem angeblich radikalen Bruch mit solchen Gedanken an eine „äußere“ Verursachung der Neurose, schreibt Freud: „Mein Vertrauen in die Vaterätiologie ist sehr gestiegen“ (S. 312). Wobei er mit der Vaterätiologie die Realität der Verführung durch den Vater meint, die als „äußere“ Ursache zur Entstehung einer neurotischen Symptomatik zu verstehen ist. Tatsächlich ist die Auseinandersetzung darum, ob äußere Ereignisse oder innere Prozesse neurotische Bildungen entstehen lassen, einer der initialen Gründe dafür, das komplizierte analytische Gedankengut zu entwickeln und die karthartische Behandlungsweise mit ihren einfachen psychologischen Vorstellungen aufzugeben.

Die Not des Lebens

Zwei Jahre vorher, im „Entwurf einer Psychologie“ (1895b), war Freud mit dem Problem der Innen-/Außendifferenzierung, d.h. mit der Problematik von innerer und äußerer Realität in anderem Zusammenhang befasst. Weil sein Seelenapparat so konstruiert war, dass im Zustand der Erregung auf Erinnerungsspuren früherer Befriedigungserlebnisse zurückgegriffen wurde, war es für ihn notwendig, eine Trennung zwischen inneren und äußeren Bildern, zwischen Halluzination und Wahrnehmung zu konstruieren, d.h. sich mit innerer und äußerer Realität auseinander zu setzen. Weil seine mechanistische Seelenkonstruktion auch ohne reale Befriedigung funktionieren konnte und die Gefahr bestand, dass sie sich in Halluzinationen verausgabte und damit zugrunde geht, führte Freud die Not des Lebens ein. Die „Not des Lebens“ (1895b, S. 390) zwingt den Seelenapparat zwischen Reizen von innen und Reizen von außen zu unterscheiden. Außenperipherie und Innenperipherie des Körpers bekommen unterschiedliche Funktionen (S. 396). Ihre Differenzierung soll zuerst nur in der mechanischen Differenz unterschiedlich großer Erregungsquantitäten liegen. Da es aber für das Bewusstsein unlegbar auch eine Fülle von Qualitäten gibt, muss Freud die Frage stellen, woher diese Qualitäten kommen, wenn es doch seiner „naturwissenschaftlichen Anschauung“ entsprechend in der Realität „außen nur bewegte Massen, nichts sonst“ (S. 401) gibt.

Das Hauptproblem im Entwurf bleibt, Wahrnehmung und Halluzination in einer abstrakten mechanistischen Konstruktion des Seelenapparates zu unterscheiden. Ein ähnliches Problem stellte sich für Descartes dualistische, rationalistische und mechanistische Philosophie. Freud führt die „Realitätszeichen“ (S. 420) ein, die ermöglichen sollen, dass Wahrnehmung äußerer Realität und inneres Bild (Phantasievorstellung) miteinander verglichen werden können. Das Denken versuche, „Identitätszustände“ herzustellen. „Kommt nach Abschluß des Denkaktes das Realitätszeichen zur Wahrnehmung, so ist das Realitätsurteil, der Glaube gewonnen und das Ziel der ganzen Arbeit erreicht.“ (S. 421)

Die Realität des Seelischen

Ein weiteres Motiv zur Unterscheidung und Definition von innerer und äußerer Realität kommt in der Traumdeutung (Freud 1900) hinzu. Freud beschäftigt sich mit der „Realität“ unbewusster Gedanken und Wünsche. Neben der Problemstellung der Neurosenätiologie und der Entwicklung des Realitätszuganges des Seelenapparates in der Not des Lebens kommt hier ein weiteres, ein eher moralisches Motiv hinzu. Freud fragt, ob die „unbewußten Regungen, die der Traum offenbart, nicht den Wert von realen Mächten im Seelenleben“ haben (S. 625). Er beantwortet

tet die Frage so: „Ich fühle mich nicht berechtigt, auf diese Frage zu antworten“. Freud erinnert an die Fama des römischen Kaisers, der einen Untertan hinrichten ließ, weil dieser geträumt hatte, den Imperator ermorden zu wollen. Freud zitiert des weiteren Platon: „Dass der Tugendhafte sich begnügt, von dem zu träumen, was der Böse im Leben tut.“

Freud meint, „am besten gibt man die Träume frei“, und setzt fort, „ob den unbewußten Wünschen Realität zuzuerkennen ist, kann ich nicht sagen. Allen Übergangs- und Zwischengedanken ist sie natürlich abzusprechen. Hat man die unbewußten Wünsche, auf ihren letzten und wahrsten Ausdruck gebracht, vor sich, so muß man wohl sagen, dass die psychische Realität eine besondere Existenzform ist, welche mit der materiellen Realität nicht verwechselt werden soll.“ In der Fußnote der Studienausgabe (Freud 1900b, S. 587) wird darauf hingewiesen: „Dieser Satz kam in der vorliegenden Form 1914 hinzu, doch war dort anstatt von materieller von „faktischer“ Realität die Rede. Materieller stammt von 1919“. Hier wird die Problematik innere und äußere Realität mit der Realität des Faktischen, des Materiellen im Gegensatz zum bloßen Psychischen verbunden.

Wenige Seiten vorher, im Unterkapitel „Das Unbewußte und das Bewußtsein – die Realität“ beschäftigt sich Freud mit Theodor Lipps, mit dessen Überlegungen er sich völlig in Übereinstimmung fühlt. Nach Lipps ist, so formuliert es Freud, „das Unbewußte das eigentlich reale Psychische, und nach seiner inneren Natur so unbekannt wie das Reale der Außenwelt und uns durch die Daten des Bewußtseins ebenso unvollständig gegeben, wie die Außenwelt durch die Angaben unserer Sinnesorgane“ (S. 617 – 618). Hier verwendet Freud eine Konstruktion von Realität, auf die er sich auch später beziehen wird. Eine Kantische Konstruktion von Realität. Die Realität an sich ist unerkennbar und nur durch die Sinne für uns gegeben. Allerdings unterscheidet er zwei Realitäten, die Realität der Außenwelt und die Realität der Innenwelt, des Unbewußten.

Die vielfältigen Probleme, die mit der Definition innerer Realität versus äußerer Realität in Freuds Denken verbunden sind, können nur durch eine Bearbeitung seines gesamten Lebenswerkes und dessen Einbettung in oder auch Vernachlässigung des zeitgenössischen Denkens nachgezeichnet und verstanden werden. Das Thema ist dann ähnlich verwickelt wie alle psychischen Organisationen, sei es ein hysterisches Symptom, eine Fehlleistung oder ein manifester Traum. Es gibt sowohl eine „lineare chronologische“ Anordnung, „die innerhalb jedes einzelnen Themas statt hat,“ als auch eine zweite Anordnung, die man als „konzentrisch“ beschreiben müsste. Darüber hinaus gibt es eine dritte Anordnung nach den Gedankeninhalten: „Die Verknüpfung durch den bis zum Kern hinreichenden logischen Faden, der einen in jedem Falle besonderen unregelmäßigen und vielfach abgelenkten Weg entsprechen mag. Diese Anordnung hat einen dynamischen Charakter, im Gegensatz zum morphologischen der beiden vorerst erwähnten Schichtungen“ (Freud 1895a, S. 293). Alle drei Anordnungen müsste man herausarbeiten,

um die Entfaltung und Verknötung der vielfältigen Thematiken, die mit der Dichotomie innerer und äußerer Realität verbunden sind, im Einzelnen entwickeln zu können.

D.h., in der Entfaltung der Definition von äußerer und innerer Realität gibt es von Anfang an thematische, konzentrische und logische Anordnungen, die sich gegenseitig durchdringen und die es schwer machen, den methodischen und theoretischen Wert der Differenz genau zu bestimmen. Das macht den scheinbar klaren Gegensatz von Innen und Außen undeutlich. Dazu kommen die unterschiedlichen Benennungen des Gegensatzpaares, als „faktische“ und „materielle“ versus „psychische“ und „historische“ Realität, später kommt „subjektive“ und „objektive“ Realität mit den vielfältigen Konnotationen noch hinzu. Die Differenz wird in die unterschiedlichsten Zusammenhänge einbezogen, die weit über die Analyse hinaus reichen und mit ihren Wertungen und unbearbeiteten Vorstellungen in die psychoanalytische Konzeptbildung zurückwirken.

Erziehung zur Realität

Neben den initialen Problemstellungen der Differenzierung innerer und äußerer Realität, die Freud in die Psychoanalyse eingebracht hat, tritt im Spätwerk Freuds die Realität als Erziehungsziel hinzu. Aufgabe der Psychoanalyse im Prozess der Kulturentwicklung ist es, Illusionen aufzulösen, die Menschen aus der Welt als Kinderstube heraus zu führen und sie dazu in die Lage zu versetzen, die „Realität“ als solche anzuerkennen. In der Entwicklung sind „Not des Lebens“, „biologische Erfahrung“ und „psychoanalytische Aufklärung“ Lehrmeister. Alle drei helfen und zwingen, auf Illusionen zu verzichten, den sicheren Weg der Sekundärprozesse, d.h. des Realitätsprinzips zu gehen, um zwar mindere, aber sichere Lust gegen ein gefährliches Leben nach dem Lust/Unlust-Prinzip und seinen Illusionsbildungen abzulösen.

Alle initialen Problemstellungen und Zielbestimmungen werden sich im Laufe der Entwicklung der Psychoanalyse mehrfach miteinander kreuzen, sie werden sich verwickeln und verknoten. Das liegt u.a. daran, dass Freud, wie oft betont wurde, darauf verzichtete, eine genauere Definition seines Realitätsbegriffes vorzulegen. Die Realität galt ihm als das Selbstverständlichste auf der Welt. Sie existiert jenseits aller Reflexion und Fragestellung, besonders aber jenseits aller Philosophie. Garant für Freuds Einstellung wie auch für seinen Wahrheitsbegriff ist der „gemeine Mann“ (Freud 1934, S. 186), der wie auch der „Mann von der Straße“ (Freud 1938/40b) nur eine Realität kennt und „eine Wahrheit.“

Sprachverwirrung; Definitionen und Konfusion

Dass Freud darauf verzichtete, seinen strategisch so wichtigen Realitätsbegriff und die Differenz zwischen innerer und äußerer Realität genauer zu bestimmen, führt zu einem Eindringen von unterschiedlichsten Traditionen und Denkweisen in die Psychoanalyse und verwirrt den psychoanalytischen Dialog in beträchtlichem Maße. Die Versuche, innere und äußere Realität, bzw. das Begriffspaar in seinen vielen Variationen genauer zu bestimmen, erfolgen in der Entwicklung der Psychoanalyse permanent und diskontinuierlich. Hauptsächlich, weil mit dem Gegensatzpaar innere und äußere Realität eine Fülle scheinbar äquivalenter ko-extensiver verwandter Begriffe oder auch recht unterschiedlicher Variationen verbunden sind. Die innere Realität wird als die subjektive Realität, die äußere als die objektive aufgefasst, die innere Realität als die psychische gegenüber der materiellen oder faktischen Realität. Die historische Realität ist irgendwie dazwischen. Es gibt Scheinrealitäten und die Realität an sich. Die psychische Realität wird der körperlichen Realität entgegengesetzt. Das ist die beliebteste somato-medizinische Variante: die Innenwelt ist durch die Haut begrenzt, die Seele sitzt im Gehirn. Daneben gibt es eine soziale Realität und eine psychoanalytische Realität. Es gibt Realitäten, die gegeneinander stehen und manche beharren darauf, dass es doch nur eine Realität gibt, nämlich die Realität der physiologisch-physikalischen Dinge, während anderes, wie z.B. die psychische Realität eine Scheinrealität, ein bloßes Epiphänomen sei. Es gibt die wahre Realität und die abgebildete wahre Realität, sowie eine durch subjektive Verzerrungen verunreinigte wahre Realität. Das ist der meist gebrauchte Begriff der psychischen Realität, der manchen als überflüssig gilt und letztlich abgeschafft werden soll (Arlow 1985, 1996a, 1996b). Friedman fragt nach allen vergeblichen Klärungsversuchen „Why is reality a troubling concept?“ (Friedman 1999).

In einem Panel der amerikanischen psychoanalytischen Vereinigung über „perspectives on the nature of psychic reality“ 1985 wird auf die großen begrifflichen Differenzen und Unklarheiten hingewiesen und dazu aufgerufen, Begriffsarbeit zu leisten. Ansätze von Michels, eine gewisse Ordnung über thematische Stränge herbeizuführen, werden mit Erleichterung aufgenommen, aber nicht befolgt. Die einzelnen, sehr dezidierten Positionen bleiben, wie man an dem Panel-Report sehen kann, unvermittelt nebeneinander stehen. 10 Jahre später wird Arlow in San Francisco auf einem Kongress über „psychische Realität“ die gleichen Gedanken vortragen, die er 1985 pointiert formulierte. Psychische Realität ist ein „anachronistischer Begriff“ (Arlow 1985, S. 521); es gibt zwar eine innere und eine äußere Welt, deren Grenzen ganz klar gezogen sind, die Außenwelt ist „outside of the individual, strictly speaking, outside his person or body“ (S. 523). Scheinbar hat sich nichts bewegt. In einer Zusammenfassung schreibt de Saussure (1996, S. 33ff.) von der Unmöglichkeit, den Begriff der psychischen Realität exakt zu definieren.

Es sei nicht möglich, genaue Grenzen anzugeben. Es bestehe hauptsächlich deswegen eine Verwirrung, weil die psychische Realität in einer Bindung an den Realitätsbegriff des Alltags verstanden werde. Innere und äußere Realität sei gebunden an die Raummetaphorik, was weniger zur Klärung als eher zur Verwirrung beitrage. Die Komplexität und Unbegrenztheit der psychischen Realität verlange eher nach flüssigen, dynamischen Begriffen als der mit Räumlichkeit belasteten Metaphorik. Sie fordert wiederum dazu auf, Begriffsarbeit zu leisten.

Wie 1985 so wird auch auf dem Kongress 1995 festgestellt, dass man das Realitätsproblem von verschiedenen Perspektiven sehen kann und muss. Wobei es wiederum nicht gelingt, sich auf die entscheidenden Perspektiven zu einigen. Verschiedene Theorien des Seelischen (mind) werden für die Verständigungsschwierigkeiten verantwortlich gemacht und schließlich sollten Unterschiede diskutiert werden, die wegen der unterschiedlichen fundierenden philosophischen Annahmen bestehen.

Die Frage lässt sich nicht abweisen, wer über die Realität, und, was Realität ist, entscheidet. „Naturwissenschaftler“ oder „Idealisten“ unter den Psychoanalytikern? Wem gebührt die Autorität zu bestimmen, was „real“ ist, wenn mit real „wirklich“ gegenüber illusionär gemeint ist? Gibt es überhaupt eine innere Realität? Hat der Analytiker alleiniges Anrecht auf „Realität“ oder auch der Analysand, dem manchmal nur das Recht einer „psychischen“, „subjektiven“ Realität zugebilligt wird. Modell fragt, „Wem gehört die psychische Realität?“, und plädiert dafür, dass der Analytiker nicht alleine Anspruch darauf erheben darf, wer über Realität entscheidet, sondern dass der Analysand Mitsprache über und Eigentumsrecht an seiner eigenen psychischen Realität hat (Modell 1991).

Immer wieder wird im Bemühen um Klärung weitere Grundlagenforschung verlangt, um den Begriff der psychischen Realität gegenüber der scheinbar so klaren äußeren Realität besser fassen zu können. Britton fasst zusammen, dass die Diskutanten das Problem der psychischen Realität von verschiedenen Gesichtspunkten aus gesehen haben. Das bedeute aber nicht Uneinigkeit, eher dass man von unterschiedlichen Ausgangspunkten ausgegangen sei. Nach seinem eigenen Standpunkt gefragt, antwortet Britton mit einem Witz, der besagt, dass er seinen Standort als das Selbstverständliche ansieht und es kaum möglich ist, in dieser Frage den Standort eines anderen einzunehmen (Britton 1996, S. 81).

In einer Fortsetzung der Diskussion seines Artikels (Britton 1995, S. 19 ff.) wird Britton von Gerard (Gerard 1997, S. 325 ff.) philosophisch lokalisiert. Der Autor verwendet den Gegensatz zwischen Descartes und Spinoza und versucht, Brittons Ansatz in der Tradition Freuds einer Seite zuzuordnen. In der Antwort betont Britton, dass er keine philosophischen Absichten verfolge: „Ich bin kein Philosoph und ich habe nicht die Absicht, mit meinem Vortrag das Forum der philosophischen Erkenntnistheorien zu betreten“ (Britton 1997, S. 335, übersetzt vom Autor). Er zitiert in dieser Arbeit aber Platon, Descartes, Mill, Spinoza, Brentano,

Merleau-Ponty, Bergson, schließlich Ayer und Flew. Dies hat aber keine weitere Bedeutung, denn seine Arbeit ist „einfach nur ein Versuch, die Phänomene der klinischen Psychoanalyse theoretisch zu fassen“ (Übersetzung vom Autor).

In einem anderen Panel wird von Kontrahenten einerseits die „psychische Realität“ als das genuine Arbeitsfeld der Psychoanalyse beschrieben, während dagegen Arlow wiederum betont, dass „psychische (innere) Realität“ kein bedeutungsvolles, sondern eher ein verwirrendes Konzept ist, das besser aufgegeben werden sollte. Diese Diskussion endet wie viele Diskussionen mit einem Aufruf, weiter zu diskutieren sowie einer Wiederholung der kontradiktorischen Ausgangspositionen, die auch am Anfang bestanden (vgl. die Panel-Reports im „International Journal of Psycho-Analysis“ 1996).

Aber es gibt in diesen Auseinandersetzungen auch fruchtbare Ansätze, die auf frühere Diskussionen zurückgreifen, wie z.B. die von Michels (1985 und 1996, S. 89ff.), die sich aber seltsamerweise nicht wirklich durchsetzen. Was übrig bleibt, ist eine große Unklarheit und Verwirrung, denen mit Appellen an weitere Klärung und dem Aufruf zu weiterer Forschung begegnet wird. Sandler fasst das dahingehend zusammen, „wir sollten versuchen, etwas präziser zu sein, wenn wir von Konzepten, wie z.B. dem Unbewußten reden“ (1996, S. 41). Das Gleiche gilt noch mehr von dem Konzept des Begriffspaars „innere und äußere Realität“, das unsystematisch gebraucht, vom Alltagsverstehen unzureichend abgegrenzt ist, das in vielen Variationen, Überlagerungen und Zusammenhängen auftritt, und trotz scheinbarer Klarheit immer wieder für Verwirrung sorgt.

Vielfältige Diskurse überlagern sich und ergeben eine Sprachverwirrung, deren einzelne thematische Stränge kaum noch voneinander zu unterscheiden sind. Diese thematischen Stränge sind verwoben mit moralischen Konnotationen, die in unbestimmter Weise aber manchmal unausweichlich Denkformen bestimmen und Konsequenzen erzwingen. Diese thematischen Stränge herauszuarbeiten, setzt voraus, dass man akzeptiert, dass der psychoanalytische Dialog in Praxis und Theorie nicht in einem sterilen Raum stattfindet, sondern in einem Begegnungsraum, in dem uneinheitliche Traditionen, Sprechfiguren und Metaphern über Seelisches das Denken strukturieren. So ist z.B. die optische Metapher mit strukturierend für das Nachdenken über Wahrnehmung sowohl im Alltag als auch in der Psychoanalyse, obwohl Sinnesphysiologen und Philosophen die Eignung der optischen Metaphorik für die Erfassung von Wahrnehmungsprozessen längst in Frage gestellt haben. Sie betonen demgegenüber, dass die mit dem optischen Bild verbundene Logik eher hinderlich als förderlich ist, um zu verstehen, wie Wahrnehmung wirklich funktioniert. Trotzdem glauben viele Analytiker nach wie vor, dass Wahrnehmung ein passives Offenhalten der ungetrübten Augen sein sollte und dass dann die äußeren Dinge, wie sie wirklich sind, innerlich abgebildet werden.

Die thematischen Stränge

Um das Problem innere und äußere Realität in Gänze zu erfassen, müsste man die gesamte Geschichte der Psychoanalyse in allen ihren Verzweigungen neu erzählen. Hier soll der Versuch gemacht werden, einzelne thematische Stränge herauszuarbeiten, die sich in den Diskussionen überlagern.

Die Entwicklung des Wirklichkeitssinnes; Halluzination versus Wahrnehmung.

Diese Thematik kommt im „Entwurf einer Psychologie“ (Freud 1895) zuerst auf. Es stellt sich das Problem, wie Halluzinationen und Erinnerungen von Wahrnehmungen unterschieden werden können. Freud versucht dies durch „Realzeichen“ und dem mit ihnen erreichten „Glauben“, dass das Objekt tatsächlich anwesend ist, zu lösen. Das Problem dieser Konstruktion ist, dass der Seelenapparat, das Ich, einerseits isoliert, ein abgegrenztes Gebilde der Welt gegenüber ist, andererseits aber dieser seelische Apparat, um überleben zu können, in Versorgungsverhältnissen eingebettet sein muss, die er nicht alleine aus eigener Macht zustande bringen kann. Er ist also immer schon angewiesen auf eine primäre Versorgung, auf die Anwesenheit eines Anderen, der die Erfüllung seiner Wünsche bewirkt. Realitätsüberprüfung dient dazu, die Anwesenheit des befriedigenden Objektes festzustellen. Damit ist durch die „Not des (Über)Lebens“ ein Entwicklungsziel gegeben, sich nicht ohne Realbefriedigung in Halluzinationen zu verausgaben, sondern die aktuelle, faktische Anwesenheit eines befriedigenden Objektes abzuwarten. Das zirkuläre Problem dieser Konzeption ist, dass das Endziel der Entwicklungsvorgänge, ein der Welt gegenüber abgegrenztes Ich zu erreichen, an den Anfang gesetzt wird und so die Abhängigkeit vom Anderen als dem Ich fremd konzipiert wird. Diese Denkfigur findet sich am Beginn der Moderne bei Descartes.

(Ein erwachsenes Ich emanzipiert sich von seinem Herkunft und von seinen versorgenden Bezügen. Um seine Selbstgewissheit zu steigern und zu sichern, muss es sich radikal von allem isolieren und findet sich in einer Position gegenüber der Welt. Alle Wahrnehmungen werden fraglich; Traum, Halluzination, Wahn und Wahrnehmung sind nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Descartes erfindet bekanntlich die Zwei-Welten-Theorie und hat dann große Schwierigkeiten, die Verbindung zwischen innerer und äußerer Realität (res cogitans und res extensa) mit rationalen Mitteln wiederherzustellen. Sein „Glaube“, fundiert in Gottes Güte und Allmacht, ist ihm schließlich Garant dafür, dass innere und äußere Realität zusammenpassen.)

Freud gibt zwar den Entwurf eines Seelenapparates von 1885 auf, aber implizit bleiben seine Vorstellungen erhalten und wirken in späteren Konzeptionen seeli-

scher Vorgänge weiter, so z.B. explizit in der „Traumdeutung“, später in den „Formulierungen über die zwei Prinzipien des seelischen Geschehens“ (Freud 1911), in „Zur Einführung des Narzißmus“ (Freud 1914) und in den metapsychologischen Schriften. Auch das Konzept der Realitätsprüfung, das er explizit in den „Formulierungen über die zwei Prinzipien“ einführt, ist im „Entwurf“ schon vorgebildet. Wichtige Fragen, die sich in dieser Konzeption stellen und auch durch die spätere Systematik nicht zufriedenstellend gelöst werden, bleiben offen und werden in der Entwicklung der psychoanalytischen Theorie immer wieder aufgegriffen, ohne zu einer endgültigen Lösung zu kommen. So greift z.B. hundert Jahre nach dem „Entwurf“ Britton in seinem neuesten Buch die Konzeption des „Glaubens“ an die Realität in modifizierter Form auf, und setzt damit Gedanken Freuds aus dem „Entwurf“ fort (Britton 1998).

Freud selbst hat mit einer Fußnote in den „Formulierungen über die zwei Prinzipien“ (Freud 1911, S. 232) den Anstoß für eine Arbeit Ferenczis gegeben, die sich explizit mit der Entwicklung der Differenz von innerer und äußerer Realität beschäftigt: „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes“ (1913). Darin wird nicht eine Reifungsgeschichte des Wahrnehmungsapparates nachgezeichnet, sondern die Geschichte des Selbstständigwerdens des Ich aus der Versorgungseinheit mit der Mutter konstruiert. Ziel der Entwicklung zur Wirklichkeit ist die stufenweise Aufgabe von Allmacht bei gleichzeitiger bestehender Ohnmacht und Angewiesenheit; die Annahme von Grenzen und beschränkter Verfügbarkeit gegenüber einer, sich dem Wünschen und Vorstellen entziehenden mächtigen äußeren Realität. In dieser Geschichte ist die Realität eine Funktion jenseits des Wünschens und Wollens, sowie eine Norm, ein Ziel, das die Entwicklung anstreben muss und die sich der Wissenschaft als Aufgabe stellt. „Die Wissenschaft muß sich von dieser Illusion – wie gesagt – lossagen, oder zumindest immer wissen, wann sie das Gebiet der Hypothesen und Phantasien betritt“. Die Entwicklung des Realitätssinnes geschieht durch eine „Reihe von Verdrängungsschüben“ und erreicht ihr Ziel in einem „Maximum der normalen Projektion“ (Ferenczi 1913, S. 160).

Der psychoanalytische Hauptgedanke ist, dass sich nicht nur der „Wirklichkeitssinn“, sondern auch die Realität selbst entwickelt; es sei denn man setzt „Realität“ jenseits aller Erfahrung, nur außer uns, d.h. als eine Norm, die erreicht werden soll und nicht erreicht werden kann. In dieser wichtigen Arbeit werden viele andere Gedanken der neueren Analyse vorweggenommen, wie z.B., dass das Verhältnis zur Realität durch Objektbeziehungen und Sprache gewonnen und vermittelt wird in einer langen Entwicklung, um – erst nach „der vollen psychischen Ablösung von den Eltern“ – mit dem „Ende der Herrschaft des Lustprinzips“ – ein wahres Verhältnis zur äußeren Realität zu gewinnen. Aber auch dann gilt es nicht für jeden, dass er die Realität erreicht, denn „seinen Höhepunkt erlangt der Realitätssinn in der Wissenschaft“ (Ferenczi 1913, S. 159). Das heißt aber, dass der Zugang zur Realität ein elitärer ist. Die Frage ergibt sich dann zwangsläufig, ob alle

noch unreifen Menschen keine Beziehung zur Realität haben, und wie ein Verhältnis zur „reinen“ Realität erreicht werden kann. Wer stellt schließlich fest, wann die Realität erreicht ist? Wer kann den Anspruch erheben, er (sie?) habe die reine Stufe erreicht? Hier setzt eine idealistisch anmutende Entwicklungsversion an, in der dem Vater eine wichtige Funktion zugeteilt wird. Er schützt die Dualbeziehung mit der Mutter vor der Not des Lebens, stellt aber auch die Notwendigkeiten des Lebens dar, er repräsentiert die äußere Realität als Norm und unerbittliche Wahrheit. Die Entwicklung aus der Dualunion mit der Mutter wird als eine Erlösungsgeschichte konzipiert, in welcher der Vater Richter, Gesetz, Norm und Retter zugleich ist. Dem Vater kommt das alleinige Privileg zu, Wissen um Realität und Wahrheit zu verkörpern (vgl. Loch 1969, 1976). In der Rezeption der postmodernen Problematik wird die Frage des privilegierten Zugangs zur Realität diskutiert werden, ein Problem, das sich vom Anfang der modernen Aufklärung stellte.

Heute haben wir uns damit abgefunden, dass innere und äußere Realitäten durch komplizierte Austauschprozesse hergestellt werden, ein Entwicklungsprozess, der nie abgeschlossen ist und in dem es lebensgeschichtlich adäquate Verengungen und Erweiterungen gibt. Das sind ständige Prozesse von Projektionen und Introjektionen sowie projektiven Identifizierungen, in denen immer wieder neu bestimmt wird, wo die Grenze zwischen innerer und äußerer Realität verläuft.

Pathogenese; Trauma versus Phantasie

Die Geschichte dieses Themas ist im Zusammenhang mit dem Ursprungsmythos der Psychoanalyse oft erzählt worden. Immer wieder wird Freuds berühmte Äußerung über seine Enttäuschung an den Hysterikern, die ihn belogen haben, als Beginn der Psychoanalyse erzählt. Die Lüge setzt aber voraus, dass es eine historische Wahrheit gibt, die feststeht, und von dem, was glauben gemacht wird oder geglaubt wird, zu unterscheiden ist. Wie oben schon erwähnt, ist Freuds Bruch mit der Verführungstheorie nicht so vollständig, wie es oft dargestellt wird. Er hat Traumata und hauptsächlich sexuelle Verführung in der Kindheit nie verleugnet, er betont dagegen immer wieder, dass sie häufiger vorkommen, als wir alle das wahrhaben wollen. Er relativiert aber die Bedeutung der sexuellen Verführung und kompliziert das pathogenetische Schema mit dem Zusammenwirken von innerer und äußerer Realität, von äußeren Geschehnissen mit Phantasien und Wünschen.

Um die Verhältnisse der Pathogenese genauer fassen zu können, führt Freud den Begriff der „Ergänzungsreihe“ ein (Freud 1905). Dort schreibt er von dem „Zusammenwirken von Faktoren“, in dem „die konstitutionellen und akzidentiel- len Faktoren“ in einem Verhältnis stehen. „Zwischen den beiden“ besteht „ein Verhältnis von Kooperation und nicht von Ausschließung“. Man darf, so fährt er

fort, sich in der „Mehrzahl der Fälle“ eine sogenannte „Ergänzungsreihe“ vorstellen, in welcher die fallenden Intensitäten des einen Faktors durch die steigenden des anderen ausgeglichen werden, hat aber keinen Grund, die Existenz extremer Fälle an den Enden der Reihen zu leugnen“ (Freud 1905, S. 141/142). Er weist dann darauf hin, dass man die ätiologische Reihe in zwei zerlegen kann, die er die „dispositionelle und die definitive“ heißt. D. h., in der „Mehrzahl“ der Fälle wirken innere Realität und äußere Realität zusammen, und zwar sowohl in der Kindheit als auch im späteren Erwachsenenalter beim Entstehen der neurotischen Symptomatik. Freud greift diese Konzeption über das Zusammenwirken von äußerer und innerer Realität in der Genese neurotischer Symptome in den „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ später wieder auf und betont, dass mit weiteren „Ergänzungsreihen“ zu rechnen ist.

Die Konzeption der Ergänzungsreihe ist methodisch äußerst ergiebig, um Freuds Abgrenzung und Beziehung zwischen innerer und äußerer Realität zu verstehen. Innere und äußere Faktoren wirken zusammen, ergänzen sich, vertreten sich aber auch gegenseitig oder verstärken sich. Um genau zu verstehen, was von Außen und was von Innen kommt, bedarf es einer sehr sorgfältigen Rekonstruktion. Einfache Verursachungen sind eher selten und den „Extremfällen“ vorbehalten. Damit erwiesen sich die Verhältnisse als komplizierter und verweigern sich dem Bedürfnis nach einfachen Lösungen des Entweder-Oder.

Wie schon in der Geschichte, die um Freuds angebliche, radikale Aufgabe der Verführungstheorie erzählt wird, tauchen im Zusammenhang mit der Frage nach „inneren und äußeren“ Faktoren der Neurosenentstehung moralische Motive auf. Es geht um Lüge und Verantwortung, um Wahrheit im moralischen Sinne, um Opfer und Täter, um Parteinahme für und gegen den Patienten als Opfer oder als Täter. Damit wird die Frage nach dem Verhältnis zwischen äußerer und innerer Realität mit moralischen Motiven belastet.

Auch das ist keine neue Erfindung der Psychoanalyse. In den moralischen Entwürfen, die des freien Willens (der inneren Freiheit) und dem selbstständigen, mündigen Subjekt gegenüber der Welt, wird die Frage von Schuld und Verantwortung in ganz anderer Weise behandelt, als in den Entwürfen, in denen der Mensch von natürlichen oder göttlichen Kräften (von „außen“) abhängt und beherrscht wird. Die in der Tradition mit diesen Positionen verbundenen moralischen Haltungen und Wertungen sind auch in der psychoanalytischen Diskussion auszumachen.

Freuds Konzeption der „Ergänzungsreihe“ hat wenig Wirkung in der Entwicklung der Psychoanalyse gehabt. Immer tauchen Spaltungen auf, die die komplizierte Konstruktion unterlaufen. Die Spaltung zwischen Psychoanalytikern, die Patienten als Opfer widriger Realitäten, meist von Übergriffen böser Objekte (der Eltern) sehen, und die Therapie als Wiedergutmachung für das verstehen, was das Leben den Kindern und späteren Patienten angetan hat. Auf der anderen Seite stehen Analytiker, die böse Phantasien, kindlich perverse Antriebe in Patienten auf-

suchen und ihre Therapie als Erziehung oder gar Austreibung von bösen Impulsen verstehen, um so den Patienten zu erlösen.

Die Realität des Unbewussten; materiell/somatisch versus psychisch

Die Frage nach der Realität des Psychischen stellte sich zuerst im Zusammenhang mit der Frage nach der Verantwortlichkeit des Träumers für den Inhalt seines Traumes.

Im letzten Kapitel der Traumdeutung „Das Unbewusste und das Bewußtsein – die Realität“ beschäftigt sich Freud mit dem Verhältnis zwischen unseren „Hilfsvorstellungen“ und der letztlich „unbekannten Wirklichkeit“. Die „Vorstellungen, Gedanken, psychische Gebilde im allgemeinen überhaupt nicht in organischen Elementen des Nervensystems lokalisiert werden dürfen, sondern sozusagen *zwischen ihnen*... Alles was Gegenstand unserer inneren Wahrnehmung werden kann, ist *virtuell*...“ (Freud 1900, S. 615 – 616). Die innere Wirklichkeit ist eine andere als die äußere und sie ist nicht die somatische Realität.

Am Ende seiner wissenschaftlichen Arbeit betont Freud „das Psychische an sich, was immer seine Natur sein mag, ist unbewußt“ (Freud 1938/40b, S. 146). Die Psychologie als Naturwissenschaft beschäftigt sich mit Vorgängen, die „an sich ebenso unerkennbar sind, wie die anderer Wissenschaften“ (Freud 1938/40a, S. 80, vgl. auch Hardt 1996).

Die entscheidende Frage in diesem Zusammenhang ist, ob damit das Psychische als „bloßes Phänomen unbewußter innerer Wirklichkeit zu verstehen ist und welche Wirklichkeit diese unbewußte Wirklichkeit hat.“ Ist das Seelische ein bloßes inneres Epiphänomen physiologisch-somatischer Vorgänge? Dass „die psychischen Phänomene im hohen Grade von körperlichen Einflüssen abhängig sind und ihrerseits die stärksten Wirkungen auf somatische Prozesse üben“ (Freud 1938b, S. 143), wird von Freud nicht in Frage gestellt. Er meint aber, dass die „unbewußten psychischen Vorgänge... eben nicht die längst zugestandenen organischen Parallelvorgänge des Seelischen“ seien, weil damit „die Einheit des Seelenlebens zu Gunsten einer Definition“ zerbrochen werde (ebd., S. 146). Obwohl das „Bewußtsein uns nur unvollständige und lückenhafte Erscheinungsreihen liefern kann“, hat die Psychoanalyse eine Definition des Psychischen ermöglicht, um so „eine umfassende und zusammenhängende Theorie des seelischen Lebens zu schaffen“ (ebd., S. 146).

Die eigentliche psychische, unbewusste Realität ist also gerade nicht die somatische, physiologische, physikalisch zu beschreibende Realität, die dann den äußeren Kräften entspräche. Nach einer solchen Theorie wäre „innere“, „psychische“ Realität eine bloße Täuschung, eine Illusion, vielleicht eine Verunreinigung, die als wissenschaftliches Phänomen, in reale, nach dem Muster von äußeren Kräften

gebildete Vorgänge und Ursachenzusammenhänge aufzulösen wäre. Meines Erachtens ist aber die weit verbreitete Sichtweise von der bloßen Phänomenalität des Seelischen, die unter „naturwissenschaftlich“ orientierten Psychoanalytikern verbreitet ist, die nur die „äußere Realität“ als „eigentliche Realität“ gelten lassen, in Bezug auf Freud falsch. Die Passagen in der „Traumdeutung“ und in den letzten Arbeiten betonen meines Erachtens, dass es eine „äußere“ und eine „innere“ (unbewusste, an sich seiende) Realität gibt, von der wir nur durch und entsprechend unseren Erfahrungsweisen Kenntnis haben. (Eine Kantische Denkfigur, an die Freud explizit anschließt.)

Die Frage nach der Realität des Unbewussten, des eigentlich Seelischen, jenseits innerer Wahrnehmung, hat in der psychoanalytischen Tradition viele Antworten gefunden. Ihre impliziten Wertungen und die mit ihr verbundenen Denksysteme belasten in besonderer Weise die Klärung des basalen Konzeptes innerer und äußerer Realität. Ist doch die Entscheidung dafür, das Seelische als bloßes Epiphänomen, das heißt als uneigentliche Realität, anzusehen, von großem Belang für die psychoanalytische Forschung und Praxis.

Die Erziehung zur Realität; Alloplastik versus Autoplastik

In der Thematik der Entwicklung der Beziehung und der Anerkennung der äußeren Realität stellte sich schon implizit die Frage nach dem letztendlichen Ziel von Reifungs- und Entwicklungsprozessen. Ist das Ziel von Reifung und Erziehung die Anerkennung der „Realität“ an sich oder welcher? Weil die Psychoanalyse als Therapie Reifungs- und Entwicklungsprozesse fördern will, muss sie über solche Zielvorstellung Auskunft geben. Psychoanalyse versteht sich im Sinne der Aufklärung als eine Erziehung zur Realität. Als ein therapeutisches Verfahren, das Verblendungen und Illusionen, die den Blick auf die „wahre“ Realität verstellen, aufhebt, korrigiert und überflüssig macht.

In den kultur-philosophischen Spätschriften Freuds ist die Erziehung zur Realität ein immer wiederkehrendes Thema. Nicht nur die Individualentwicklung, sondern auch der „Kulturprozess“ läuft auf eine nüchterne Anerkennung der Realität hinaus. Eine Realität, die durch primäre Angewiesenheit des Ich auf Versorgung und wegen der Tendenz, regressive Lösungen zu bevorzugen, durch Illusionen verstellt ist. Ziel der Individualentwicklung, des Kulturprozesses und der Psychoanalyse als therapeutisches Verfahren innerhalb der Kultur ist es, den Menschen zur „Realität“ zu erziehen.

Die Frage stellt sich, ob für die Psychoanalyse damit das Projekt vorgegeben ist, die psychische, innere Realität als eine subjektive Verfälschung und Verunreinigung aufzuheben, soll das Innere lediglich objektive „Spiegelung“ des Äußeren sein, entblößt von allen Verunreinigungen und subjektiven, d.h. letztlich verfä-

schenden Einfärbungen? Oder geht es in der Psychoanalyse darum, der „inneren“ und der „äußeren“ Realität gerecht zu werden? Das würde bedeuten, die „äußere Realität“ nicht nur als gegeben anzuerkennen und sich ihr zu fügen, sondern auch sie entsprechend den „inneren“ Bedürfnissen umzuformen. Meist wurde – hauptsächlich von sozial engagierten Kritikern der Psychoanalyse – die psychoanalytische Therapie als eine unkritische Anpassungstherapie an „äußere“ Realitäten verstanden. Tatsächlich aber musste nicht erst Hartmann (1939) auf auto- und alloplastische Vorgänge in der Entwicklung hinweisen und damit die Psychoanalyse aus einer konservativ/resignativen Haltung gegenüber der „äußeren“ Realität befreien. Schon Freud konzipierte beide Anpassungsrichtungen: sowohl die Anpassung der „äußeren Realität“ an die „innere Realität“, als auch die Anpassung der „inneren Realität“ an die Erfordernisse und Widrigkeiten der „äußeren“.

Die Übertragung – Realität innerhalb und außerhalb der psychoanalytischen Situation

Der Begriff der psychischen/inneren Realität ist zur Zeit in Mode, wird häufig diskutiert und in vielfältigen Bedeutungszusammenhängen gebraucht. Dagegen gibt es eine Stimme, die von Arlow, der nicht aufhört zu betonen, dass das Konzept „psychische Realität“ unwissenschaftlich sei und eher zur Verwirrung als zur Klärung des psychoanalytischen Forschungsvorhabens beitrage. Weil er die Psychoanalyse jenseits aller philosophischen, ontologischen und erkenntnistheoretischen Fragen ansiedelt, und er für die Psychoanalyse einen naturwissenschaftlichen Standpunkt in seinem Sinne beansprucht, gibt es für ihn nur eine Realität, die innerhalb und außerhalb der Person oder des Körpers gleichermaßen physikalisch-physiologische Realität (Arlow 1985, 1996a, 1969b). Die psychische Realität ist in dieser und verwandten Auffassungen ein in sich widersprüchlicher Begriff verbunden mit Täuschung, Fehlwahrnehmung, Fehlinterpretation, Fehlantworten (Arlow 1985, S. 526), also eigentlich ein Produkt von Missverständnissen der Realität, wie sie an sich ist und von einem gut funktionierenden neurophysiologischen Apparat adäquat bearbeitet werden müsste. Insofern ist „der Begriff psychische Realität anachronistisch“ (ebd., S. 521). Was das für die analytische Praxis ausmacht und wie die analytische Praxis mit einer solchen Konzeption aussieht, ist nicht in Erfahrung zu bringen. Für diese Position reicht das Begriffspaar innere/materielle gleich neurophysiologische Realität und äußere/materielle gleich physikalische Realität aus und sie alleine sind einer Naturwissenschaft solcher Art angemessen.

Die Mehrzahl der anderen Psychoanalytiker betonen dagegen, dass niemand der „psychischen“ Realität entkommen kann. Diese wissenschaftliche Positionen werden vom „naturwissenschaftlichen“ Standpunkt „idealistische“ genannt, mit allen damit zusammenhängenden Konnotationen: antiquiert, unwissenschaftlich,

ideologisch und philosophisch. Nach der Anschauung der sogenannten „Idealisten“ begegnen sich in der psychoanalytischen Situation zwei innere/psychische Realitäten, die des Analysanden und die des Analytikers. Der psychischen Realität des Analytikers gebührt dabei ein gewisser Vorrang, weil in ihr grobe Selbsttäuschungen und Täuschungen der Welt (Illusionen) per Lehranalyse aufgehoben oder wenigstens bekannt sind, d.h. weil blinde Flecken und Verzerrungen beseitigt oder wie Färbungen durch Filter erkannt sind.

Für alle Psychoanalytiker stellt sich in der Praxis die Frage, wie mit der „äußeren Realität“ jenseits der analytischen Situation umzugehen ist. D.h., wie Schilderungen anderer Personen, die der Analytiker nur vom Hörensagen kennt, aufgenommen werden, wie Vorgänge und Geschehnisse, die aktuell die Analysanden bewegen und deren Einfluss der Analytiker sich nicht entziehen kann, behandelt werden und wie weit die Verantwortung des „Psychischen“ gegenüber der „äußeren Realität“ anerkannt wird. Ein zentrales, technisches Problem der Psychoanalyse ist mit diesen Fragen verbunden. Wie wird mit „äußerer Realität“ umgegangen, wird alles, was den Patienten bewegt und was er tut, weil er darüber innerhalb der analytischen Situation berichtet, in die Übertragung hineingenommen, wird jede Schilderung von äußeren Ereignissen mittels einer Übertragungsauffassung als innerer Konflikt angesehen? Wie verhält sich der Analytiker gegenüber äußeren Personen (the other people) (Schafer 1985, S. 537)?

Schafer hat 1985 äußerst differenzierte und lesenswerte Überlegungen zu dem Problem der Auffassung von anderen Personen als Analytiker und Analysand vorgelegt, über die in analytischen Situationen berichtet wird. Entscheidend ist für ihn, dass immer wieder geprüft werden muss, wie weit es sich in der Darstellung solcher Personen um Nebenübertragungen handelt, oder um die Darstellung innerer Konflikte des Patienten selbst und Ähnliches mehr. Obwohl Schafer betont, dass es wichtig sei zu beachten, was der Patient als erzählenswert von Außen wählt und das in erster Linie zum Ansatz seines Verstehens macht, trägt er der „äußeren“ Realität anderer Personen insofern Rechnung, als dass er betont, dass die „Glaubwürdigkeit“ solcher Schilderungen eine Charaktersache, eine Sache der Lebenserfahrung des Analysanden oder auch abhängig von der Analysiertheit des Analysanden sei.

Becker und Becker haben sich 1987 und Vogt 1988 mit der Problematik der äußeren Realität in Analysen beschäftigt. Es kommt die Frage auf (wahrscheinlich nicht zufällig nach Tschernobyl), ob die Beschäftigung mit Innerlichkeit in der Analyse den Blick auf äußere Bedrohungen verstelle oder nicht. Und wie weit diese gefährliche, äußere, politische und von Menschen zu verantwortende, „materielle“ Realität in den Analysen einberechnet werden muss. Alle diese Autoren vertreten eher gemischte Positionen in der Sorge um die Vernachlässigung der realen, sozialen, politischen, kulturellen und Außenweltverhältnisse. Sie handhaben das Einbeziehen der äußeren Realität wie eine Substanz, der man in bestimmter Hin-

sicht Rechnung tragen sollte, oder die man unter therapeutischen Gesichtspunkten als Aufgabenstellung, als Milderung in die psychische Realität des Patienten einführt. In einer Arbeit, die zur Rehabilitation der „äußeren Realität“ in der psychoanalytischen Diskussion dienen soll, hat Oliner (1996) die Bedeutung der äußeren Realität für den psychoanalytischen Prozess betont. Gedanken von Ferenczi tauchen auf, ohne dass Ferenczis Arbeit zitiert wird.

Die psychoanalytische Realität wird meist als eine geteilte psychische Realität im Sinne eines Übergangsbereiches (Winnicott) angesehen. Sie entsteht in Übertragungs- und Gegenübertragungsprozessen. Auch dort haben wir keinen klaren Gegensatz von innen und außen, sondern eine Ergänzungsreihe von Erfahrungen innerhalb und außerhalb der analytischen Beziehung, die zueinander in einem Spannungsverhältnis stehen. Die Übertragung setzt sich sowohl von Aktuelerfahrungen in der analytischen Situation ab, sie knüpft aber auch daran an. Innere und äußere Realität und die psychischen Realitäten zweier Personen bilden Ergänzungsreihen. Im Extrem „reiner“ Übertragung des Patienten und „reiner“ Übertragung des Analytikers wird der jeweils Andere nicht als Mensch „an sich“, sondern nur als eine „innere Figur“ wahrgenommen.

Das zentrale technische Problem der Psychoanalyse ist seit längerem, wie mit der Übertragung umgegangen werden soll. Wird sie nur als Widerstand gegen die Erinnerung aufgefasst, die dann sofort im Ansatz gedeutet und in Erinnerung transformiert werden muss, um die Realwahrnehmung der analytischen Situation davon frei zu halten, wäre dies das Hier und Jetzt einer nüchternen erwachsenen Arbeitsbeziehung; oder aber ist das Feld der Übertragung und der Übertragungs-Gegenübertragungsbeziehung eine eigenartige Realität innerhalb der psychoanalytischen Situation? Formiert sich gar im Übertragungs- und Gegenübertragungsprozess die psychoanalytische Situation und mit der Arbeitsbeziehung als Rahmen und Grenze? Der psychoanalytische Prozess bildet eine eigentümliche Realität heraus zwischen Gegenwart und Vergangenheit, zwischen Illusion und Wahrnehmung, zwischen zwei Menschen, die in psychoanalytischen Prozessen gleich und ungleich zugleich sind.

Die „psychoanalytische Situation“ ist nicht auf die Zwei-Personen-Beziehung des sogenannten Standardverfahrens der „klassischen“ Psychoanalyse begrenzt, sondern in ihr stellt sich die psychoanalytische Methode dar, die sich in unterschiedliche Techniken umsetzt. Es gibt eine Reihe von Arbeitsformen (Techniken) der Psychoanalyse, in der die psychoanalytische Situation variiert wird, ohne dass sie ihr Grundmuster verliert (vgl. Hardt 1999). Psychoanalytische Paar- Gruppen- oder Institutionstherapie haben unterschiedliche Ansätze, unterschiedliche Fragestellungen und bilden damit unterschiedliche Gegenstände aus, deren Grenzen und deren Innen- und Außenverhältnisse unterschiedlich sind.

Besonders deutlich wird das bei der Wahl von Sichtweisen und Zentrierungen verschiedener psychoanalytischer Supervisionsformen. So werden in einer Balint-

Gruppe im engeren Sinne alle Phänomene in der Gruppe auf die unbewusste Dynamik des Patienten bezogen, während dagegen in einer teamzentrierten Supervision der besprochene Fall als Ausdruck der Dynamik der Therapeutengruppe angesehen wird. In einer Kliniksupervision wird das Zusammenwirken von Patienten und Therapeuten als Indikator einer unbewussten Problematik der Institution aufgefasst. Die unterschiedlichen Fragestellungen legen fest, was als innere und was als äußere Realität angesehen wird. Grenzen sind abhängig von Aspekten, die wir wählen, um bestimmten Aufgaben gerecht werden zu können.

Die psychische Realität ist für viele Psychoanalytiker das genuine Arbeitsfeld der Psychoanalyse, in der die entscheidende Arbeit zur Veränderung des Patienten geschieht. Was innerhalb und was außerhalb der psychoanalytischen Situation ist, kann nicht räumlich und zeitlich bestimmt werden, es geht um Erlebensräume und gelebte Zeit. Der analytische Raum ist imaginär: er verengt, erweitert, zentriert und dezentriert sich.

Bestandsaufnahme und Folgerungen

Die Problematik von äußerer Realität in Bezug auf die psychoanalytische Situation hat als Vereinseitigungen zu Schulen- und Lagerbildungen in der Psychoanalyse geführt. Damit wird ein Grundproblem der psychoanalytischen Theorieentwicklung deutlich, das die Handhabung von grundlegenden Konzepten erschwert. Die Psychoanalyse ist eine unentschiedene Gegenstandsbildung (Salber 1965). Die mehrfache Unentschiedenheit stellt sich in der verschwommenen Auffassung von Grundbegriffen und in der Diskussion um den Status der Psychoanalyse als Wissenschaft dar. Die Unentschiedenheit drückt sich darin aus, dass die Psychoanalyse sich zwischen verschiedenen Wissenschaften lokalisiert und sich damit schwer tut, einen eigenen Standpunkt zu beanspruchen. Aber auch innerhalb der Psychoanalyse gibt es mehrere Fragestellungen (Ansätze von Gegenstandsbildungen), die ineinander übergehen und deren Beziehungen zueinander undeutlich sind. Die thematischen Stränge entsprechen Fragestellungen, die es auch in anderen Humanwissenschaften gibt. So kann man in ihnen unschwer entwicklungspsychologische, sozialpsychologische, psychopathologische oder wirkungspsychologische Aspekte erkennen. Es ist für die Psychoanalyse nicht erforderlich, ein komplettes Verrechnungssystem aller Fragen zu entwickeln, aber die Unterschiede und die Übergänge von Fragestellungen müssen beachtet werden. Das heißt nicht, dass die Psychoanalyse als Wissenschaft ein axiomatisches System sein soll, in dem zuerst die Grundbegriffe festgelegt werden müssen. Es ist eher zutreffend, dass „Grundgedanken“ weitgehend unbestimmt verwendet werden, mit der Hoffnung, dass sie im Laufe ihrer Entwicklung klarer zu fassen sind. Sie sind nicht „das Unterste sondern das Oberste des ganzen Baus“ und können „ohne Schaden ersetzt und abge-

tragen werden“ (Freud 1914, S. 142). Aber sie müssen, um praktikabel zu sein, auf ihre vielfältigen Konnotationen hin befragt werden und in den jeweiligen wissenschaftlichen Sprachgebrauch transformiert werden. Durch den wissenschaftlichen Sprachgebrauch werden Weltversionen ausgebildet (Goodman 1978). Nur in einer Weltversion wird sichtbar, was als Realität aufzufassen ist.

Mitentscheidend für die wissenschaftliche Verständigung ist, dass Grundbegriffe, soweit möglich, von vorwissenschaftlichem und traditionellem Gebrauch gelöst werden. Grundbegriffe müssen in eine wissenschaftliche Weltversion, in das wissenschaftliche Vokabular aufgenommen werden. Dabei müssen sie von den mit ihnen verbundenen, meist moralischen Konnotationen befreit werden. (Solange der Körper des Menschen als Schöpfung und die Seele als Hauch Gottes angesehen wurde, waren sie als wissenschaftliche Gegenstände tabu.) Die vielfältigen Problemstellungen mit innerer und äußerer Realität und die moralischen Konnotationen, die mit diesen Begriffen verbunden sind, erschweren eine einfache Antwort auf die Frage: „Was ist innere und was ist äußere Realität?“ Die Tradition der Dialoge über Realität ist für die Psychoanalyse von Belang. Die Psychoanalyse muss sich mit ihren initialen Problemstellungen darin platzieren. Freud meinte, entsprechend der anti-philosophischen Einstellung seiner Zeit, die Tradition der Wissenschaft vom Menschen außer Acht lassen zu können. Freud siedelte sich außerhalb der philosophischen und psychologischen Bemühungen an.

Bei genauerem Hinsehen ist das aber nicht ganz so eindeutig, wie er behauptete. Er benutzte trotz seiner Skepsis gegen die „Fabrikation von Weltanschauungen“ (Freud 1926, S. 123) wenige Jahre später selbst den Begriff der Weltanschauung für die Bestimmung der Psychoanalyse. Nach ihm nimmt sie an der wissenschaftlichen Weltanschauung teil (Freud 1924). (Zur Problematik von Weltanschauung und Erkenntnistheorie siehe Schnädelbach 2000). Freud benutzt den Begriff „Weltanschauung“, wo er entsprechend dem Vokabular des Wiener Kreises „Weltauffassung“ benutzen müsste (vgl. O. Neurath 1930 und Carnap u.a. 1929). Eine wissenschaftliche Weltanschauung muss also an die Stelle einer „alltäglichen“ Weltanschauung treten, sie ersetzen und umformen. Damit nimmt er einen Teil des Anspruchs zurück, dass die Welt neutral, objektiv, gereinigt von allen persönlichen Färbungen aufgefasst werden kann. Statt dessen rechnet er psychologisch ein, dass das Erfassen der äußeren Realität immer schon einen Standpunkt hat (vgl. Schnädelbach 2000, S. 156), dass es einen neutralen Standpunkt, jenseits aller Standpunkte, nach dem Muster Gottes konzipiert, nicht gibt. D.h., die erfahrbare „äußere“ Realität steht immer in einer Beziehung zur „inneren“, so sehr wir uns auch bemühen, ein neutrales, objektives und unpersönliches Verhältnis zu ihr zu gewinnen.

Alltäglich müssen wir schon immer mit einem Wissen rechnen, was mit innerer und äußerer Realität gemeint ist. Dieses alltägliche Wissen müssen wir als Psychoanalytiker bei uns und bei den Patienten aufgreifen, in Frage stellen und entspre-

chend unseren Annahmen, Theorien und unserer Methode umformen. Wenn wir das versäumen, setzt es sich als Vorannahmen, Vorurteile, die den wissenschaftlichen Dialog stören, durch. Das Konzept der Trennung von „innerer und äußerer“ Realität ist ein Beispiel für solche notwendige Begriffsarbeit, die natürlich nicht nur rationale Anstrengung ist. Es geht dabei auch darum, die vorbewussten und unbewussten Bedeutungen (Phantasien) über das reale Innen und das reale Außen herauszuarbeiten und das ist eine zutiefst analytische Arbeit.

Das Problem, die Dichotomie, die Alternative und den Gegensatz von äußerer und innerer Realität zu erfassen, stellt sich ebenfalls, wenn man die Psychoanalyse als Wissenschaft in den Blick nehmen will. Strebt die Psychoanalyse an, ihren Gegenstand (das Seelische) von innen oder von außen zu erfassen? Ist ihre Methode entsprechend der „inneren“ psychischen, subjektiven, individuellen Realität das Verstehen oder ist sie entsprechend der „äußeren“, materiellen, objektiven und persönlichen Realität das Erklären? Hier ist die Antwort nicht eindeutig, sondern liegt eher in einem Sowohl als Auch. Spezifisch für die psychoanalytische Methode ist eine Gegensatzeinheit von Erklären und Verstehen, die mehr ist als eine „Ergänzungsreihe“, weil in ihr die Extreme als Gegensätze zirkulär aufeinander bezogen sind. Sowohl innere als auch äußere Realität werden entsprechend ihrer Erscheinungsweise aufgefasst und die „eigentliche“, an sich seiende Realität wird jenseits der Erfahrbarkeit im analytischen Dialog konstruiert.

Die Psychoanalyse bildet wie jede Psychologie einen Gegenstand aus (Salber 1965), der nicht nur über die legitime Denkmethode, sondern auch über die grundlegenden Konzepte entscheidet, wie zum Beispiel darüber, „was innere und was äußere Realität ist“. Damit wird festgelegt, wie Verbindungen zwischen Innen und Außen zu verstehen sind und wo die Grenzen verlaufen. Nicht nur im Rückgriff auf eine psychologische Theorie der Psychoanalyse sollte eine solche Klärungsarbeit erfolgen. Auch im wissenschafts-philosophischen Diskurs finden sich fruchtbare Ansätze zur Konturierung des Realitätsbegriffes der Psychoanalyse. Das einfach anmutende Konzept von Goodman (1978) bietet einen Zugang, verschiedene Realitäten zu denken und nicht in Unschärfe und Beliebigkeit zu verfallen. Goodmans „relativer Realismus“, Blackburns „Quasi-Realismus“ (Blackburn 1993) und besonders Putnams „interner Realismus“ (Putnam 1993) fügen sich mit psychoanalytischem Denken zusammen. Hauptsächlich trifft das für Putnams Konzeption zu, weil er sich in Kantischer Tradition versteht, auf die sich auch Freud mehrfach bezieht.

Hat die Psychoanalyse also eine eigene Weltversion? Wenn man Freuds Äußerungen über die unbewusste, innere Realität, die er in Beziehung auf Lipps ausführte, als Entwurf einer eigenständigen psychoanalytischen Psychologie liest, dann ist darin der Ansatz einer eigenen „Weltanschauung“ zu erkennen. (Es ist der Entwurf einer eigenständigen Gegenstandsbildung im Sinne Salbers.) Eine psychoanalytische Weltanschauung, die eben nicht nur Weltauffassung ist, sondern

eine Position in der Welt und nicht nur objektiv, neutral und distanziert gegenüber der Welt; eine Position, von der aus immer schon irgendwie die Welt verstanden wird.

Eine solche Gegenstandsbildung ist in eigentümlicher Weise zwischen den Geistes- und den Naturwissenschaften anzusiedeln, sie ist mit „innerer“ und mit „äußerer“ Realität befasst, versucht ihr gegenseitiges Durchdringen, ihre wechselseitigen Abhängigkeiten, sowie ihre Grenzen zu konstruieren und bedient sich des Verstehens wie auch des Erklärens. Die psychoanalytische Perspektive konstruiert die „subjektive und objektive“, „innere und äußere Realität“ jenseits des Bewusstseins. Weil die eigentliche seelische Realität als unbewusste aufgefasst wird, stellt sich das Problem des Zugangs zur Realität „innen wie außen“. Immer haben wir es mit Phänomenen, Produktionen oder Konstruktionen zu tun, die entsprechend unseren Erfahrungsweisen zubereitet, verzerrt, immer aber geformt sind. Wenn wir den Vorstellungen „Realität“ zusprechen, dann muss zu den Phänomenen etwas dazukommen. Das ist dann eine Sache des „Glaubens“, wie Britton das in der Tradition Freuds und Kants genannt hat.

Anders gesagt, wir haben keinen privilegierten Zugang zu unserer „inneren“ Realität, genau so wenig wie zur uns umgebenden „äußeren“ Realität. Die Wahrnehmung beider Realitäten ist von Illusionen bedroht. Die Psychoanalyse strebt einen illusionslosen Zugang zu innerer wie auch zu äußerer Realität an. Nicht, weil sie annimmt, dass es einen völlig verzerrungsfreien Zugang zur Realität geben kann, sondern weil sie annimmt, dass es ökonomisch sinnvoller ist, die Art der eigenen Optik zu kennen, um sich mit anderen Sichtweisen verständigen zu können.

Die Dichotomie von „innerer und äußerer Realität“, bzw. ihrer Spielarten, ist nur im Bezug auf die Tradition dieses Themas in der Kulturgeschichte mit allen Konnotationen, die damit verbunden sind, für die Psychoanalyse zu klären. Wenn die Psychoanalyse sich als eine Wissenschaft versteht, an der wissenschaftlichen Weltauffassung teilhaben will, muss sie zwar nicht ihre Grundbegriffe im Vorgriff klären, aber sie muss sie von alltäglichen Bedeutungen absetzen, d.h. zumindest die impliziten philosophischen und moralischen Belastungen oder Gewichtungen mitbedenken.

Die Psychoanalyse als Wissenschaft von Menschen kann nicht ungestraft aus der Tradition des Nachdenkens über den Menschen heraustreten, weil wir alle in dieser Tradition befangen sind und sie alltäglich nutzen, um uns gegenseitig verständlich zu machen.

Literatur

- Arlow, J. A. (1985): The Concept of Psychic Reality and Related Problems. In: Journal of the American Psychoanalytic Association, Heft 3, S. 521 – 535.
- Arlow, J. A. (1996): In: Panel Report – The Concept of Psychic Reality in the Different Theoretical Currents Today. In: The International Journal of Psychoanalysis, Heft 1, S. 85 – 87.
- Arlow, J. A. (1996b): The Concept of a Psychic Reality – How Useful? In: The International Journal of Psychoanalysis, Heft 4, S. 659 – 666.
- Becker, H. und S. Becker (1987): Zwischen innerer und äußerer Realität. In: Psyche, Heft 4, S. 289 – 306.
- Blackburn, S. (1993): Essays in Quasi-Realism, Oxford.
- Britton, R. (1995): Psychic Reality and Unconscious Belief. In: The International Journal of Psychoanalysis, Heft 1, S. 19 – 23.
- Britton, R. (1996): In Panel Report – Psychic Reality: Theoretical Concepts. In: The International Journal of Psychoanalysis, Heft 1, S. 79 – 84.
- Britton, R. (1997): Psychic Reality and Unconscious Belief: A Reply to Harold B. Gerard. In: The International Journal of Psychoanalysis, Heft 2, S. 335 – 340.
- Britton R. (1998): Belief and Imagination, London. (Erscheint in Deutsch übersetzt von A. Vaihinger 2001).
- Carnap, H./Hahn,H./Neurath,O. (1929): Wissenschaftliche Weltauffassung – Der Wiener Kreis. Abgedruckt in: Schleichert, H. (1975): Logischer Empirismus – der Wiener Kreis, München.
- Ferenczi, S. (1913): Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes. In: Schriften zur Psychoanalyse, Band I, 1972, Stuttgart.
- Freud, S. (1895a): Studien über Hysterie. In: Gesammelte Werke, Band I, Frankfurt am Main.
- Freud, S. (1895b): Entwurf einer Psychologie. In: Gesammelte Werke, Nachtragsband, S. 375 – 386.
- Freud, S. (1900): Die Traumdeutung. In: Gesammelte Werke, Band II, Frankfurt am Main.
- Freud, S. (1900b): Die Traumdeutung. In: Studienausgabe, Band II, Frankfurt am Main.
- Freud, S. (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtherapie. In: Gesammelte Werke, Band V, Frankfurt am Main.
- Freud, S. (1911): Formulierungen über die zwei Prinzipien des Psychischen Geschehens. In: Gesammelte Werke, Band VIII, Frankfurt am Main.
- Freud, S. (1914): Zur Entstehung des Narzissmus. In: Gesammelte Werke, Band X, Frankfurt am Main.
- Freud, S. (1926): Hemmung, Symptom und Angst. In: Gesammelte Werke, Band XIV, Frankfurt am Main.
- Freud, S. (1934): XXXV. Vorlesung über eine Weltanschauung. In: Gesammelte Werke, Band XV, Frankfurt am Main.
- Freud, S. (1937): Konstruktionen in der Analyse. In: Gesammelte Werke, Band XVI, Frankfurt am Main.
- Freud, S. (1938/40a): Abriß der Psychoanalyse. In: Gesammelte Werke, Band XVII, Frankfurt am Main.

- Freud, S. (1938/40b): Some elementary lessons in Psychoanalysis. In: Gesammelte Werke, Band XVII, Frankfurt am Main.
- Freud, S. (1985): The Complete Letters of Sigmund Freud to Wilhelm Fliess 1887 – 1904, Cambridge and London. Deutsch: (1986): Briefe an Wilhelm Fliess 1887 – 1904, Frankfurt am Main.
- Friedman, L. (1999): Why is Reality a troubling Concept? In: Journal of the American Psychoanalytic Association, Heft 2, 401 – 425.
- Gerard, H. B. (1997): Psychic Reality and Unconscious Belief: A Reconsideration. In: The International Journal of Psychoanalysis, Heft 2, S. 327 – 333.
- Goodman, N. (1978): Ways of Worldmaking, Cambridge. Deutsch: (1984): Weisen der Welterzeugung, Frankfurt am Main.
- Hardt, J. (1996): Bemerkungen zur letzten psychoanalytischen Arbeit Freuds: „Some elementary lessons in Psycho-Analysis“ In: Jahrbuch der Psychoanalyse, Bd. 35.
- Hardt, J. (1999): Vom Nutzen und Nachteil des Hier und Jetzt im psychoanalytischen Prozeß. In: Großmann-Garger, B. und Parth, W. (Hg.): Die leise Stimme der Psychoanalyse ist beharrlich, Gießen.
- Hartmann, H. (1939): Ich-Psychologie und Anpassungsprobleme, 2.Aufl.1970 Stuttgart.
- Hartmann, H. (1956): Bemerkung zum Realitätsproblem. In: Ich-Psychologie, Studien zur psychoanalytischen Theorie. Stuttgart.
- Loch, W. (1969): Über Zusammenhänge zwischen Partnerschaft, Strukturbildung und Mythos. In: Loch, W. (1975): Über Begriffe und Methoden der Psychoanalyse. Bern.
- Loch, W. (1976): Psychoanalyse und Wahrheit. Psyche 30.Jg. Heft 10.
- Michels, R. (1985): Introduction to Panel; Perspectives on the Nature of Psychic Reality. In: Journal of the American Psychoanalytic Association, Heft 3, S. 515 – 519.
- Michels, R. (1996): In Panel Report – Psychic Reality and the Analyst: The Inner Working of the Analyst's Mind. In: The International Journal of Psychoanalysis, Heft 1, S. 89 – 95.
- Modell, A. H. (1991): A Confusion of Tongues or whose Reality is it? In: The Psychoanalytic Quarterly, Band 2, S. 227 – 244.
- Neurath, O. (1930/31): Wege der wissenschaftlichen Weltauffassung. Abgedruckt in: Schleichert, H. (1975): Logischer Empirismus – der Wiener Kreis, München.
- Oliner, M. M. (1996): External Reality: The Elusive Dimension. In: The Psychoanalytic Quarterly, Heft 2, S. 267 – 300. Deutsch: Äußere Realität: Die schwer faßbare Dimension der Psychoanalyse. In: Jahrbuch der Psychoanalyse: Beiträge zur Theorie, Praxis und Geschichte, Stuttgart-Bad Cannstatt.
- Putnam, H. (1993): Von einem realistischen Standpunkt, Schriften und Sprache zur Wirklichkeit, Reinbeck bei Hamburg.
- Roughton, R. (1985): In Panel Report – Perspectives of the Nature of Psychic Reality. In: Journal of the American Psychoanalytic Association, Heft 3, S. 645 – 659.
- Salber, W. (1968): Der psychische Gegenstand, Untersuchungen zur Frage des psychologischen Erfassens und Klassifizierens, Bonn.
- Sandler, J. (1996): In: Panel Report – Psychic Reality and Clinical Technique. In: The International Journal of Psycho-Analysis, Heft 1.

de Saussure, J. (1996): *Psychic Reality – A Personal View of the San Francisco Congress*. In: *The International Journal of Psychoanalysis*, Heft 1, S. 33 – 36.

Schafer, R. (1985): *The Interpretation of Psychic Reality, Developmental Influences, and Unconscious Communication*. In: *Journal of the American Psychoanalytic Association*, Heft 3, S. 537 – 554.

Schnaedelbach, H. (2000): *Philosophie in der modernen Kultur*, Frankfurt am Main.

Vogt, R. (1988): *Innere und äußere Realität in Psychoanalysen*. In: *Psyche*, Heft 6, S. 657 – 689.

Anschrift des Verfassers: Jürgen Hardt, Goethestraße 10, 35578 Wetzlar

Jörg Gogoll

Symbolisierungsprozesse in der Supervision

Der Sinn im Sozialen

Zusammenfassung: In der vorliegenden Arbeit sollen Phantasien und Einfälle sowie die Verwendung von Vergleichen, Anspielungen und Metaphern als Symbolisierungsleistungen aufgefasst werden, die die Funktion haben, die eigene Erfahrung abzubilden. Historische, soziologische und psychoanalytische Betrachtungen werden zu einem weiteren Verständnis von Symbolisierungsvorgängen herangezogen und anhand individueller, gruppen- und institutionsbezogener Beispiele aus der supervisorischen Praxis erläutert.

Die Möglichkeit und Notwendigkeit, Wege und Brücken zu bauen von der inneren, individuellen Welt in die äußere Welt und dabei allerlei Schilder aufzustellen, hat die Menschen zu allen Zeiten zusammengehalten, aber auch getrennt. Den gesellschaftlichen Einrichtungen kam die Aufgabe zu, Symbole zu finden, welche diejenigen Werte und Normen repräsentieren, die die jeweiligen sozialen, politischen oder nationalen Gruppen verbinden und sie von anderen unterscheiden. Versteht man Kultur als ein Ergebnis dieser Sinnggebung, eröffnet sie Lebensräume, stattet sie aus, verschließt und beschränkt sie aber auch. Rigide Begrenzung oder Ritualisierung sowie das Aufkommen von Gewalt und Bemächtigung ist die Folge einer nicht oder ungenügend vollzogenen Trennung von Einheits-, Allmachts- und Paradiesvorstellungen. Dabei können sich die Norm setzenden Instanzen und Institutionen als Wächter der Werte u.a. wissenschaftlich (richtig-falsch), theologisch (rein-unrein), militärisch (Freund-Feind) oder ethisch (gut-böse) geben, um den Wanderern einen unmissverständlichen Weg zu weisen.

Philosophisch betrachtet, liegt der Entstehung von Symbolen die Frage zugrunde: Ist die Welt im Kopf oder ist der Kopf in der Welt? Ist die Wirklichkeit also, nach Schopenhauers Formulierung, „Wille und Vorstellung“, oder ist sie materielle Realität, die Abbildungen und Vorstellungen hervorruft? Bei Platon ist das „Symbolon“ das Zusammengeworfene (von gr.= symbollein), das aus verschiedenen Elementen Zusammengesetzte. So wurde zur Wiedererkennung von Gastfreunden überprüft, ob die beiden Teile des Ringes, der beim letzten Abschied zerbrochen und jedem eine Hälfte mitgegeben worden war, wieder zusammenpassten (vgl. Wurmser 1993). Wurmser interpretiert das Symbol („Ring“) als den Versuch, zwei auseinander geratene, disparate Wirklichkeiten wieder zusammenzuführen: so ist der halbe Ring die subjektive Erinnerung an die objektive Situation der Tren-

nung; er ist konkreter Teil eines allgemeineren Ganzen. Er verbindet auch Sinn und Sinnlichkeit.

Wenn man davon ausgeht, dass Symbolisierungen in dem Moment entstehen, in dem Menschen erleben, dass die bis dahin empfundene Einheit ihrer Person mit ihrer Umwelt aufhört, stellt die Verwendung von Symbolen einen Bewältigungsversuch dar. Der „Garten Eden“ ist dann das Symbol, mit dessen Hilfe die verlorene Einheit im Inneren vergegenwärtigt und zu Psychischem umgeformt wird. Da das Leben aber weitergeht, ist Symbolisierung ein nie abgeschlossener Vorgang. Es lässt sich vermuten, dass das philosophische Bemühen, der Welt Sinn und Bedeutung zu verleihen, aus den Erfahrungen eines unterbrochenen und selbstverständlichen Zusammengehörigkeitsgefühls mit dieser Welt entstanden ist. Das Paradies ist verloren und die Lust und Last der Fragen geboren. Fragen an die Wirklichkeit und die Stellung des Menschen in ihr. Erscheinung oder Wesen? Wahrnehmung oder Sachverhalt? Existiert die Welt als „Ding an sich“ (Kant) oder nur auf der Bühne der Darstellung und Vorstellung? Für Ricouer (1974) liefert das Symbol eine gewisse Antwort, aber eine doppeldeutige: das Symbol macht einerseits den Versuch, der Realität einen Sinn zu verleihen; andererseits verfügt es ebenso wie der Traum über einen manifesten und einen latenten Sinn. Demzufolge können Symbolisierungen etwas erhellen, wie auch etwas verdunkeln, etwas kritisch beleuchten, wie auch der Anpassung, Verklärung und Verschleierung dienen. So existierte 100 Jahre lang der Mythos der glorreichen Ostindien-Gesellschaft, eines in Asien weit verbreiteten Handels- und Wirtschaftsimperiums. Dieses „größte, reichste und mächtigste multinationale Unternehmen, das es je gab, verdankte seine Fortdauer nicht etwa gut funktionierender Kommunikation, sondern ihrem Gegenteil. Denn alle Teile des Ostindien-Reiches waren bei anderen Teilen sowohl Schuldner als auch Gläubiger. Nie konnten alle Papiere zusammengetragen werden, um herauszufinden, wie es tatsächlich um die Gesellschaft stand. Als dies schließlich Mitte des 19. Jahrhunderts gelang, stellte sich heraus, dass die Gesellschaft schon seit 100 Jahren bankrott war. Sie musste schließen.“ (Barley 1998, S. 33)

Das, was Menschen denken, glauben und hoffen, schafft eine Sinn-Welt, eine kulturelle und politische Gemeinschaft, etwas, das Platon „Polis“ genannt hat. Lear (1999) weist darauf hin, dass Platons Empfehlung an die Philosophen, wie sie mit den Bürgern sprechen sollten, eine psychologische Aussage darstellt. Will man nämlich Zugang zu Menschen finden, deren Leben von Phantasien beherrscht wird, sollte man die Sprache dieser Phantasiewelt sprechen können. Lernt man diese Sprachen, kann man entdecken, dass Bilder, Symbole und Phantasien ebenso viel oder oft mehr über den Betrachter aussagen als über das Betrachtete. So hat der Himmel für einen Bauern in Uexkülls Erinnerungen (1936) eine ganz andere Bedeutung als für einen Pastoren. Der Bauer hatte angesichts einer verhaselten Ernte vor lauter Wut mit seinem Revolver in die Wolken geschossen. Darüber war

der Pastor so erbost, dass er von der Kanzel herunter den Bauern aus der Kirche ausstieß. Der Fall kam schließlich vor den Philosophen Keyserling, den Präses der geistlichen Obrigkeit dort. Der Pastor wiederholte seinen Vorwurf, dass der Bauer ein schamloser Gottesleugner sei, der vor dem Heiligsten nicht Halt mache, woraufhin er von Keyserling gefragt wurde: „Und glauben Sie, dass er den lieben Gott hätte treffen können?“ – „Nein, natürlich nicht!“ war die verblüffte Antwort. – „Dann glaubt der Bauer ja mehr als Sie.“

Auf diese Weise sind für den Pastor – hoffen wir einmal erhellend –, das Symbol wie auch seine Auslegung neu akzentuiert worden. Eine Wirkung, die durch die Doppelfunktion des Interpretierens eintritt: Die Interpretation schafft Sinn und Bedeutung, kann aber auch desillusionieren. Ricouer (1974) sieht diese Zweierwertigkeit bei Marx, Nietzsche und Freud, deren Verfahren einerseits einen Sinn konstatieren, indem sie soziale und psychologische Phänomene in einen bedeutungsvollen Zusammenhang stellen: den des gesellschaftlichen Seins, des Willens zur Macht oder des unbewussten Seelenlebens. Andererseits stellt die Entschlüsselung der kapitalistischen Ideologie bei Marx, der Genealogie der Moral bei Nietzsche und der Auswirkungen von Idealen und Illusionen bei Freud eine folgenreiche Entmystifizierung dar.

Wenn man die Stellung von wissenschaftlichen und philosophischen Theorien in Bezug auf ihre Herkunft aus Konventionen und Lebensweisen untersucht, lassen sich Sinnggebung und Symbolisierung, ihre Entwicklung und Wirkung, auch aus gesellschaftlichen Traditionen und Übereinkünften ableiten (vgl. Feyerabend 1981). Beispielsweise griff Kopernikus mit seiner Abwendung vom geozentrischen Weltbild zugleich ungewollt eine Vielzahl sozialer, kultureller und politischer Normen und Regeln an. Seine Erkenntnis, dass die Erde nicht den Mittelpunkt des Universums bildet, veröffentlichte er 35 Jahre nicht, wohl in dem Wissen, welche Erschütterung und Zumutung sie für viele Menschen in ihrer individuellen Mythologie, in ihrem sozialen Sinnverständnis sowie ihrer politischen Macht bedeutete.

Nach Feyerabend (1981) können an derartige Traditionen, Mythen und Symbolisierungen zwei Arten von Fragen gestellt werden: Beobachterfragen und Teilnehmerfragen.

Beobachterfragen nähern sich Traditionen und Normen von außen. Auf das supervisorische Feld angewendet, versucht man hierbei, ein Geschehen und seine Geschichte zu erfassen, Strukturen und Gesetzmäßigkeiten z.B. einer Institution oder eines Teams zu beschreiben, und zwar aus dem Blickwinkel eines externen Beobachters. Ergebnis dieser Anstrengung könnte ein Organigramm sein, welches ein Supervisor angefertigt hat.

Teilnehmerfragen stellen die Untersucher einer Tradition, wenn sie sich selbst als Teilnehmer einer anderen Tradition verstehen, die mit der untersuchten in einer Wechselwirkung steht. Dies ist der Fall, wenn SupervisorInnen die

Zusammenhänge und Hintergründe einer Übertragungs-Gegenübertragungs-Konstellation ermitteln.

Beobachter- und Teilnehmerstandpunkte bzw. -blickwinkel ermöglichen folglich unterschiedliche Wahrnehmungen, Symbolisierungen und Beschreibungen, je nach dem Grad der Involviertheit und Identifikation.

In Supervisionsprozessen sind SupervisorInnen mit Darstellungen, Erzählungen und Berichten von Problemen und Konflikten beschäftigt, die in Form von Bildern und Gleichnissen, Metaphern und Mythen oft Symbolisierungen enthalten. Im Folgenden werden verschiedene Perspektiven skizziert werden, aus denen solche Wahrnehmungs-, Erkenntnis- und Symbolisierungsleistungen betrachtet werden können.

Daran anschließend sollen Möglichkeiten und Modalitäten der Symbolisierung und Verinnerlichung belastender Arbeitserfahrungen von SupervisandInnen beschrieben und auf ihre Bedeutung für den Einzelnen, die Gruppe oder die Institution hin untersucht werden. Metapher, Gleichnis, Allegorie und Analogie sind in dieser Arbeit als Formen und Mittel der Symbolisierung zu verstehen.

Historisch gesehen

Aus *historischer* Perspektive stellt die Untersuchung von Symbolisierungen eine Erweiterung eines Forschungsparadigmas dar. Es sind nicht nur Daten und Fakten von Interesse, sondern auch die Formung und Umformung derselben, wie sie von den Teilnehmenden und Berichterstattern im Verlauf der Geschichte oder nachträglich vorgenommen wurde. Geschichte besteht aus Schichten und erhält ihre Gestalt durch Aufzeichnung, Erinnerung und Erzählung. Diese gerinnen jedoch im Lauf der Zeit zu einem Kanon von „Fakten“ und „Sachverhalten“, denen immer mehr die Relativität und Perspektivität abhanden kommt.

Jan Assmann (1996) schreibt, dass Geschichte zwei Seiten habe, eine uns zugewandte und eine verborgene. In der uns zugewandten Seite sehen wir das, was wir als Fakten und Gewissheiten betrachten, während die verborgene Seite entschlüsselt werden muss. Sie zeigt sich in der Geschichte beispielsweise einer Institution als *Spur* eines vergangenen Geschehens wie einer vor Jahren vorgenommenen Erweiterung der Einrichtung. Solche *Spuren* werden oft von einer *Botschaft* begleitet, die gelesen und nachvollzogen sein will, da sie das betreffende Ereignis erhellen, abschatten oder auch ganz verdunkeln kann. *Botschaften* sind offizielle und öffentliche Erklärungen und Verlautbarungen, die z.B. dazu führen können, dass innerhalb von Institutionen über Jahresberichte oder Selbstdarstellungen ein Gründungsmythos entsteht, der dann nach außen getragen wird. „Geschichte ist nicht nur das, was einer Gruppe, einem Volk, einer Kultur objektiv ‚widerfährt‘, sondern auch das, was sie im Rahmen ihrer eigenen Zielsetzungen

und Sinnkonstruktionen einerseits handelnd anstrebt und andererseits erinnernd festhält.“ (Assmann 1996, S. 31)

Aus einer Supervisionsgruppe waren innerhalb kurzer Zeit drei Mitarbeiter ausgeschieden, andere fehlten immer wieder. Dieser Vorgang schien ganz normal zu sein, er wurde jedenfalls nicht kommentiert – wie eine Spur ohne jeden Zusammenhang und Hintergrund. An der Supervisionsgruppe nahmen 15 PädagogInnen und LehrerInnen als Angestellte eines Vereins teil, der psychosoziale und berufsbezogene Allgemein-, Fort- und Weiterbildung für sogenannte Problemgruppen des Arbeitsmarktes anbietet. In der Supervision sollten Teamprobleme, aber auch „Fälle“ besprochen werden. Als der Supervisor anmerkte, man könne bei einer solchen Unklarheit über die Teilnahme schwer in einen Arbeitsprozess kommen, meinte ein Gruppenmitglied: „Ist doch egal! Wer da ist, ist da und mit denen wird gearbeitet!“ Einige schlossen sich dieser Stellungnahme an, andere reagierten so, als wären sie gar nicht betroffen. Der Supervisor hatte ein Gefühl von Unverbindlichkeit, die SupervisandInnen wirkten desinteressiert, gleichgültig und abwehrend, hatten jedoch den Anspruch, Probleme und Konflikte zu bearbeiten. Im weiteren Verlauf stellte sich dann heraus, dass fast alle Mitarbeiter befristete Arbeitsverträge hatten, meist für die Dauer eines Lehrgangs, also 6 – 12 Monate. Gab es nun eine Erklärung bzw. Botschaft, die diese Situation erhellen konnte?

Der Supervisor entnahm dem Geschäftsbericht, den der Geschäftsführer ihm im Anschluss an das Kontraktgespräch mitgegeben hatte, Folgendes: „Von unbefristeten Verträgen, z.B. nach dem 2. Arbeitsvertrag, hat man uns abgeraten und eventuelle Klagen für ziemlich aussichtslos eingeschätzt. Unbefristete Verträge bei letztlich klarer zeitlicher Befristung durch die Lehrgangslaufzeiten verwische (nach Ansicht eines von uns herangezogenen Experten für Arbeitsrecht) die Realitäten und führe verwaltungstechnisch zu unangemessenem Aufwand ...“. Durch diese Informationen wurde deutlich, dass die angestrebte Stabilisierung und Entlastung der Institution gleichzeitig zu einer Labilisierung und Belastung der MitarbeiterInnen geworden war.

Der Supervisor hatte inzwischen zwei Jahre mit der Gruppe gearbeitet, als diese Anstellungspraxis geändert wurde. Nichtsdestoweniger gab es noch lange un gute Erinnerungen an das, was die Mitarbeiter als permanente Notlage und Verunsicherung verinnerlicht hatten. Periodisch wurden Klagen über den Geschäftsführer und seinen Leitungsstil geäußert, obwohl sich die Arbeitssituation für die meisten wesentlich gebessert hatte.

Die *Erinnerung* musste in diesem Fall immer wieder befragt werden. Selbst neue MitarbeiterInnen, die *Spuren* der alten Anstellungspraxis nur vom Hörensagen kannten, fühlten sich als Opfer und Leidtragende und benutzten die Legende vom „bösen“ Geschäftsführer, um eigene Schwierigkeiten herunterzuspielen. Die Geschichte der Beschäftigungsmodalitäten, was davon behalten und weitergegeben wurde, war wichtig, um einerseits die Fluktuation, Unruhe und Abwehr der

MitarbeiterInnen zu verstehen. Andererseits hatten die Erzählungen und *Botschaften* auch die Funktion, individuelle Unzulänglichkeiten (z.B. Unpünktlichkeit) zu rechtfertigen, indem die Vergangenheit mit einem Feindbild versehen und symbolisiert wurde, so dass eigene Fehler gar nicht zur Debatte stehen brauchten.

Wenn Individuen, Gruppen oder Gesellschaften eine „Geschichte“ besitzen, haben sie Wege und Wagnisse der Erfahrung hinter sich sowie viele und vielfältige Bemühungen, diese Erfahrung zu beschreiben. Die Symbolisierung von Eindrücken und Erlebnissen schafft eine persönliche und soziale Sinnwelt. Auf diese Weise werden geschichtliche Ereignisse lebendig und bedeutsam, fassbar und nachvollziehbar, andererseits werden sie auch fixiert, wie das oben erwähnte Beispiel zeigt. Dass dann Beschreibungen zu Feststellungen führen, liegt konflikthaft in der Natur der Sache.

Soziologisch gesehen

Die Erfahrung baut Nester. Da alle in solchen Nestern heranwachsen und von ihrer Nähe her denken, ist dies ein kollektives Nest. Jeder sucht sein Glück, seine Erfahrung, sein Zentrum. Wenn aber alle sich und ihren Kreis für das Zentrum halten, gibt es keines. (O.Negt/A.Kluge)

Aus soziologischer Perspektive wurde der Mensch schon lange als Sozialnatur betrachtet: als *zoon politicon* (Aristoteles), *animal sociale* (Thomas von Aquin), *animal symbolicon* (E.Cassirer), *homo sociologicus* (R.Dahrendorf). Korte und Schäfers (1993) postulieren, dass der subjektive Sinn des Tuns der Einzelnen analysiert werden muss, um eine Handlung als soziale Handlung zu verstehen. Wird auf diese Weise Sinn und Bedeutung entdeckt, wird die Komplexität der Welt sowohl erhalten als auch handhabbar. Ebenso geht die Theorie des „Symbolischen Interaktionismus“ (G.H.Mead) davon aus, dass die Menschen ihre soziale Welt entwickeln und sich in ihr orientieren, indem sie in ihrem Alltag auf der Basis von „Bedeutungen“ handeln, die sie als Sinn in die Handlungssituation einbringen. Die Verwendung von Begriffen, Bildern und Symbolen ist bei dieser Orientierung behilflich, sie bezeichnen und zeigen, geben zu verstehen, schreiben aber auch etwas fest. Was ein Bild andeuten und anschaulich machen kann, wird durch Reduktion zum Klischee. Über einen französischen Reiseführer schreibt Barthes: „Für den Blauen Führer gibt es Menschen nur als Typen. In Spanien zum Beispiel ist der Baske ein verwegener Seemann, der Ostspanier ein fröhlicher Gärtner, der Katalane ein geschickter Kaufmann und der Kantabrier ein gefühlvoller Gebirgsbewohner.“ (1964, S. 60) Manche Mythen helfen zwar aufgrund ihrer Schubladenfunktion, eine komplexe Wirklichkeit zu strukturieren, Barthes weist jedoch darauf hin, dass gerade die „Mythen des Alltags“ (1964) entpolitisierte Aussagen sind, in denen zwischen den Dingen und den dafür benutzten Symbolen der Schein eines naturgegebenen und kausalen Wesenszusammenhangs hergestellt wird. Es

ist dann Aufgabe einer kritischen Aufklärung, die Intentionen der Bildverwendung aufzuspüren und ihnen den Nimbus schicksalhafter Zwangsläufigkeit zu nehmen.

Damit sozialer Austausch und das gesellschaftliche Miteinander als bedeutungsvoll wahrgenommen werden kann, bedarf es sowohl einer geistigen Vergewärtigung als auch einer psychischen und emotionalen Besetzung von Handlungsabläufen und Interaktionen. Norbert Elias hat sich in seiner Untersuchung „Über den Prozess der Zivilisation“ (1976) mit der zunehmenden Bedeutung verinnerlichter Normen und Regeln für die Entwicklung gesellschaftlicher Formationen beschäftigt. Er sieht das Zuspiel und Zusammenspiel der Einzelnen als Voraussetzung und Beitrag zu einer symbolischen Verankerung einer Handlung, eines Gegenstandes, einer Sitte oder Unsitte in Kultur und Gesellschaft. In der Art seines gesellschaftlichen Gebrauchs repräsentiert demnach ein Messer in seinem Symbolwert einerseits rationale, objektive Eigenschaften von Gefährlichkeit und andererseits die Bestätigung, dass die Zähmung und Reglementierung einer triebhaften Verwendung gelungen ist. Das Verhalten bei Tisch wird zum Benehmen, das Verhalten am Hof lässt Höflichkeit entstehen. Elias schreibt, dass durch die Folgewirkungen einer immer bewohnter und komplexer werdenden Welt die Individuen gezwungen seien, ihr Verhalten weitaus differenzierter und standardisierter zu regulieren, damit das individuelle Handeln seine gesellschaftliche Funktion erfüllt. Dabei würde dem Einzelnen eine fortwährende Meisterung seiner momentanen Trieb- und Affektregungen unter der Maßgabe der ferneren Wirkung seines Verhaltens auferlegt.

Viele SupervisorInnen, die in psychosozialen Einrichtungen arbeiten, in denen Begriffe und Methoden kapitalistischer Marktwirtschaft („Kunden“, „Qualitätssicherung“) eingeführt wurden, berichten, dass sie zunehmend gezwungen seien, kontrollierter, persönlich zurückgenommener, insgesamt „technischer“ zu arbeiten. Bei der Beschreibung ihrer Tätigkeit stellen sie Vergleiche zur Industrialisierung her: man arbeite jetzt „wie am Fließband“, „wie ein Rädchen im Getriebe“, „im Minuten-Takt“. Diese Wahrnehmungen und Attribuierungen korrespondieren mit gesellschaftlich eingeführten Maßnahmen der Leistungs- und Effektivitätskontrolle, der sog. Qualitätssicherung. Diese führt jedoch im Gesundheitswesen und den psychosozialen Bereichen, in denen es um den Umgang mit Menschen und ihrer Persönlichkeit geht, weniger zur Sicherung von Qualitäten als zur Sicherung von Quantitäten.

So berichtete eine Mitarbeiterin eines ambulanten Alten- und Krankenpflege-teams in der Supervision, wie das Haarekämmen bei Herrn Z. früher darin bestanden habe, ihm einige Male mit der Hand durch die Haare gefahren zu sein, in dem Wissen, dass es dem 78-jährigen Mann nicht so sehr auf die ordentlichen Haare ankam, sondern vielmehr auf die zärtliche Geste. Da diese aber als Leistung nicht rubrizierbar ist, habe sie wegfallen müssen und sei durch eine methodisch korrek-

te, an einer exakten Anleitung orientierten „Scheitelung und Formgebung des Haupthaars durch gezielte Kammbewegungen“ ersetzt worden (mit Zeitvorgabe).

SupervisandInnen, die mit der zunehmenden Schematisierung ihrer Tätigkeit befasst sind, erleben damit auch eine Veränderung ihrer Haltung und Sichtweisen. Manche sprechen davon, dass sie „sachlicher“ geworden seien, eine Einstellung „freundlicher Bedienung“ entwickeln würden. Dies könne allerdings nur gelingen, „wenn man sich zusammenreißt und eine Maske aufsetzt“. Auf diese Weise wäre die zunehmende Rationalisierung und „Kunden“-Orientierung unter rein ökonomischen Maßstäben ein Erfolg, unter der Maßgabe psychosozialer Professionalität jedoch ein Scheitern. In der Sozialarbeit, in der Altenpflege, im Unterricht, in der Psychotherapie und Supervision und vielen anderen Bereichen, in denen z.B. die Entwicklung eines Arbeitsbündnisses oder die Kooperation der Beteiligten sowohl grundlegendes Konzept als auch Teil des beruflichen Selbstverständnisses ist, wird die Verfolgung solcher Vorhaben schrittweise unterlaufen. Der „Kunde“ wird dann zum Konsumenten und die Beziehung zwischen Hilfesuchenden und Helfer wird auf Bedienung, Dienstleistung oder Bedürfnisbefriedigung reduziert. Symbolisierungen wie „Rädchen“- oder „Maschinen“-Bilder und ihre Bearbeitung sind in diesem Zusammenhang bedeutsam, weil sie diesen Prozess der schrittweisen Umwandlung der professionellen Haltung und des Selbstverständnisses mancher Berufsgruppen in eine an technischen und wirtschaftlichen Kriterien orientierte Tätigkeit ausdrückt.

Psychoanalytisch gesehen

Aus *psychoanalytischer* Perspektive sind Symbole und der gesamte Prozess des Symbolisierens Folge innerer Konflikte zwischen Verdrängung und dem Verdrängten. Ihr zufolge findet der Vorgang des Symbolisierens unbewusst statt und das Symbol stellt das dar, was aus dem Bewusstsein verdrängt wurde. Symbolisierungen sind wie Symptome Kompromissbildungen, in die sowohl Abwehrleistungen Eingang finden und sichtbar werden wie auch das Abgewehrte (vgl. Jones 1987). Wenn z.B. ein älterer Mitarbeiter in der Supervision seinen jüngeren Vorgesetzten als „Kumpel“ bezeichnet und im Verlauf der Sitzung mehrmals rivalisierende Bemerkungen ihm gegenüber macht und bemerkt, dass er „hier nur die zweite Geige spielt“, so könnte die Bezeichnung „Kumpel“ die Harmonisierungsneigung und die „zweite Geige“ die damit in Konflikt stehende, verdrängte aggressive, konkurrierende Tendenz ausdrücken.

Der manifeste Inhalt eines Verhaltens oder eines Wortes wird über ein Symbol mit einem latenten Sinn verbunden, jedoch in keiner für immer festgelegten Bedeutung. Aus diesem Grund warnte Freud (1900) auch vor einer Chiffrieremethode,

da Symbole nur vor dem zeitlichen, räumlichen, kulturellen und sozialen Hintergrund einer Gesellschaft verstanden und beurteilt werden können. Dies lässt sich an Ludwig XIV. demonstrieren, von dessen Symbolisierung als „Sonnenkönig“ sowohl dieser selbst zehrte, als auch die Kultur und Gesellschaft, die ihn umgab. Erdheim (1984) zeigt, wie sich auf diese Weise die von Ludwig XIV. entmachtete Aristokratie die Illusion von Einfluss und Größe erhalten konnte, indem sie sie auf den König verschob. Ebenso wurden durch das strahlende Bild des „Sonnenkönigs“ Aggressionen gegen den Herrscher unbewusst gemacht, indem Identifikationen und die narzisstische Teilhabe an seiner Macht gefördert wurden.

D. Winnicott hat sich in seiner Arbeit als Kinderarzt und -analytiker mit der Entwicklung der Symbolisierungsfähigkeit beschäftigt. Diese entsteht nach seiner Theorie (1985) u.a. aus der Möglichkeit heraus, Übergangsobjekte zu schaffen. Ein Übergangsobjekt wie ein Stofftier stellt für das Kind eine Zeit lang einen Teil seiner Innenwelt wie auch Teil seiner Außenwelt dar. Es ist Träger und „Behälter“ (Bion) innerer Gefühle, Impulse und Vorstellungen wie auch der Wahrnehmungen der äußeren Wirklichkeit. Auf diese Weise entsteht über Verinnerlichungsprozesse ein psychisches Universum und das Kind lernt zu erzählen und im Fluss seiner Erlebnisse einen Standpunkt einzunehmen, seine Erfahrung zu ordnen und sie als bedeutsam zu begreifen.

Segal (1992) versteht die Symbolbildung als eine Handlung des Ichs, das versucht, mit den Leidenschaften und Phantasien umzugehen, die durch seine Beziehung zur Umwelt aufgewühlt werden. Der „böse Wolf“ kann zur Darstellung der Angst vor bösen Objekten herangezogen werden, während andere Märchenfiguren vom Verlust oder der Unerreichbarkeit guter Objekte sprechen. Wenn das Kind ein Symbol findet und sich damit identifiziert, ist es auch eher in der Lage, über tröstende Figuren oder Märchenhelden einen Verlust zu überwinden.

Schneider (1995) betrachtet auch die Sprache als ein System von Symbolen, durch die innere und äußere Ereignisse bewusst, also psychisch repräsentiert und mit Bedeutung versehen werden, so dass sie als Hilfe bei der Bewältigung von Lebensaufgaben dienen können. Beispielsweise sagt ein Angestellter von seiner Firma, sie sei ein „Moloch“ und von einem Kollegen, „mit dem kann man Pferde stehlen“, so sind dies mentale Repräsentanzen, die als gedankliche Symbole die Wahrnehmung strukturieren und Handlungsimpulse nahelegen. Einem „Moloch“ muss man mit Skepsis begegnen und rechtzeitig ausweichen, während bei einem Kollegen, „mit dem man Pferde stehlen kann“, die Bereitschaft wächst, ihm zu vertrauen.

Reiche (1986) hebt hervor, dass die Entwicklung und Funktion innerer Bilder, Begriffe und Zeichen davon bestimmt ist, dass es gelingt, durch Symbolbildung Bedeutungsträger zu schaffen. Durch sprachliche Benennung und Beschreibung kann dann die äußere Realität sowohl subjektiv erfasst und gestaltet als auch eine größere Unabhängigkeit von dem Repräsentierten erreicht werden. Gelingt dies

nicht, entfällt der „Reizschutz“ (Freud 1920), den Bezeichnungen und Symbolisierungen ermöglichen. Die Beziehung oder Positionierung zu einem Ereignis wie einer Entlassungsdrohung kann dann nicht erfolgen, weil die Mittel und Möglichkeiten, sich ein Bild davon zu machen, fehlen, begrenzt oder konfliktbedingt eingeschränkt sind. Wie bei einem Schock bleibt einem die Sprache weg. Erfahrungen können schwer interpretiert und integriert werden; sie werden zwar als somatische und affektive Eindrücke gespeichert und registriert, aber nicht oder nur ungenügend repräsentiert.

Nach Lorenzer (1973) ist psychoanalytisches Verstehen auch ein hermeneutisches Verfahren, bei dem es um das logische Verstehen des Gesprochenen geht, ebenso wie um das psychologische Verstehen des Sprechers. Sinn und Symbolisierung von Handlungen werden nicht isoliert, sondern im Hinblick auf die Verwirklichung des Subjektes in seiner Mit- und Umwelt untersucht, also in konkreten Situationen, Szenen und Interaktionen. Lorenzer geht davon aus, dass Symbole und Phantasien imaginierte Objektbeziehungen darstellen, die sich in bestimmten Interaktionsmustern und szenischen Arrangements niederschlagen.

Ein Supervisand berichtete von seinem Klienten, einem seit zwei Jahren trockenen Alkoholiker, der die Beratungsstunden mit einem Redeschwall ausfülle. Der Klient neige zur Überaktivität oder zur völligen Passivität. So habe er für eine Bewerbung einen zehnjährigen Lebenslauf verfasst und idealisiere seine neue Arbeitsstelle, während seine soziale und emotionale Beteiligung an der Wohngemeinschaft, in der er lebt, gleich Null sei. Der Supervisand beschrieb dann zwei Szenen. Die erste ergab sich aus der Situation, dass er sich regelmäßig von den langen Ausführungen seines Klienten überrollt und lahmgelegt fühlte. Zu einem Hinweis auf die Problematik des Klienten führte eine Interpretation des Supervisors, in der er das Monologisieren als „verbale Rausch“ verbildlicht hatte. Damit konnte verdeutlicht werden, dass der Klient sich vor den Augen des Beraters „betäubt“ und sich bemüht, ihn erst gar nicht in Anspruch zu nehmen. Die andere Szene hatte der Klient dem Berater geschildert, indem er beschrieb, wie er von Freunden verlassen worden sei, jetzt ohne Halt und Geborgenheit wäre, „wie ein einsamer Wolf, der den Kontakt zum Rudel verloren hat“. Diese symbolische Darstellung seiner Situation konnte dann in der Supervision genutzt werden, den Konflikt und die Beziehungssituation zu verdeutlichen, die der Klient in seinem Leben wie auch in der Beratung inszeniert. Aus Angst, sich auf jemanden angewiesen zu fühlen, bemühte er sich, von allem frei und völlig unabhängig zu erscheinen.

Es ist zu vermuten, dass in diesem Fall auch Übertragungselemente eine Rolle spielen. Der Klient scheint lang gehegte Wünsche nach Bewunderung seiner Autonomie und Größe auch an den Berater zu richten, ebenso alte Befürchtungen vor Anlehnung und Abhängigkeit an ihm festzumachen. Demzufolge drückt die Symbolbildung „Einsamer Wolf“ Aspekte einer spezifischen Übertragung aus, nämlich den Versuch, eine Situation zu schaffen, in der der Klient leben kann, die er

kennt und für die er ein Rüstzeug mitbringt. Bei der Besprechung der Gegenübertragung des Beraters ergaben sich bei diesem ein Gefühl des Festgelegtwerdens sowie Ärger über so viel abgenötigte Zuwendung. In das nächste Gespräch mit dem Klienten nahm der Berater die Frage mit, ob der Klient sich Zuwendung aggressiv erzwingen müsse, um sich nicht schwach und abhängig zu fühlen. „Damit offenbart sich im Dialog, der im Sinne der gelingenden Metapher zum passenden Ausdruck führt, ein zentrales Phänomen der Psychoanalyse: Die interaktionelle Verflechtung von Erkenntnis-, Beziehungs-, und Persönlichkeitsbildung. Diese Verflechtung finden wir auch in der Symbolbildung wieder.“ (Daser 1998, S. 231)

Individuelle Symbolisierungen

Mit individuellen Symbolisierungen sind die psychischen Internalisierungsprozesse und mentalen Verarbeitungsweisen des Einzelnen gemeint, die ihn oder sie in die Lage versetzen, sich ein Bild von der Wirklichkeit zu machen. Gelungene Symbolisierungen können Selbst- und Selbstwertgefühl stiften, stützen und fördern, während die Abwesenheit oder Beeinträchtigung symbolisierender Funktionen Beunruhigung und Desorientierung auslösen. „Nichts fürchtet der Mensch mehr als die Berührung durch Unbekanntes“, schreibt Canetti. Dem Ungewissen in neuen Situationen werden Abwehrmechanismen und Bewältigungsversuche entgegengesetzt, die auch Phantasmen und Symbolisierungen einschließen. Sie dienen der Vergegenwärtigung und Strukturierung von Unsicherheit und Beängstigendem, können aber auch Kreativität und Produktivität anregen und die Entwicklung von Gedankensystemen, individuellen Mythen und Theorien aktivieren. Der Chemiker Kekulé reagierte auf ein chemisches Problem und die „Stummheit der Materie“ (Devereux), indem er von einer Schlange träumte, die sich selbst in den Schwanz beißt. Am Tag darauf intellektualisierte er diese symbolische Traumensicht zum Schema des Benzolrings (vgl. Devereux 1967). In diesem Fall diente der Einfall, das Symbol der Schlange, der Progression und Produktivität, da der Wissenschaftler durch das gefundene Bild in der Lage war, der Materie, der Realität neue Aspekte und Einsichten abzugewinnen.

Um mit Konflikten und Entwicklungsaufgaben umzugehen, nicht nur in der Kindheit, sondern auch im Berufsleben, formen sich Symbolisierungen zu Einstellungen, Phantasien und Sichtweisen. Eine „sachliche Erklärung“ kann dann auf einer objektiven Grundlage beruhen und gleichzeitig die unbewusste symbolische Beschreibung einer Spannung oder eines Konfliktes darstellen.

Worte und Bilder sind demnach auch Werkzeuge, die eigene Erfahrung zu organisieren, sie zu gestalten und schöpferisch weiterzuentwickeln. Dies kann durch Metaphern und Symbolbildungen ermöglicht und gefördert werden (vgl. Buchholz 1998). Z.B. sagt die Metapher „Supervision ist Unterricht“ aus, wie ein Supervi-

sand, der zum ersten Mal Supervision in Anspruch nimmt, sich als Unterrichtslehrer erlebt, wie er als solcher handelt, wie er als solcher sieht und denkt. Er hat versucht, die Unsicherheit in dieser neuen Situation mit einem Bild einer Vorerfahrung aus einem anderen Bereich zu bewältigen und eine ihm bekannte Strukturierung einzuführen. Der „Unterrichts“-Vergleich hat über die individuelle Bedeutung hinaus auch eine interaktionelle, denn die verwendete Metapher schlägt eine kommunikative Brücke zwischen dem Psychischen und dem Sozialen, da sie ihrem Inhalt nach auf ein Gegenüber und die gemeinsame Situation gerichtet ist.

Das nachfolgende Beispiel soll die individuelle psychische Bearbeitung eines Konfliktes anhand eines zentralen Bildes zeigen.

Ein Mitarbeiter einer Beratungsstelle brachte in die Supervision den Fall einer fünfzigjährigen Klientin ein. Er schilderte, wie die Klientin besonders hervorgehoben habe, als Kind von ihrem Vater als „Venus“ bezeichnet worden zu sein. Dieser habe sie bewundert, verwöhnt, in sein Herz geschlossen und alles für sie getan. Der Berater erwähnte dann, dass die Klientin seinem Eindruck nach ihren jetzigen Ehemann ständig mit diesem Idealvater vergliche und ihm dann übelgenommen habe, wenn er sich von diesem unterschieden habe. So sei es immer wieder zu heftigen Streitereien gekommen, die das Paar auch in die Beratung geführt hätten. Nachdem eine Paarberatung vereinbart worden war, seien schnell die Schwierigkeiten entstanden, die der Berater in der Supervision vorbrachte. Die Ehefrau fordere ihn ständig auf, die Ehe in Ordnung zu bringen! Sie finde, dass er die Kompetenz und alle Möglichkeiten dazu habe. Es sei ihr auch schon mehrmals zu Ohren gekommen, dass er ein fähiger und geistreicher Mann sei. Der Berater berichtete dann, dass der Ehemann in den Beratungsstunden überwiegend schweige und sehr passiv auf ihn wirke. Er sagte, wie schwierig es für ihn sei, Abstand zu diesem Paar, besonders zu der Frau, zu bekommen. Immer wieder überlege er, was er besser machen könne, obwohl er wisse, dass sie ihm Druck mache. Sie reagiere zunehmend gereizt und attackiere ihn mit direkten und indirekten Vorwürfen. Der Supervisor sagte dann, er sei doch kein „Wunderheiler“! Der Supervisor hat den Eindruck, der Berater spürt zunehmend, dass er sich den Erwartungen der Klientin fügen solle, wo doch der Ehemann schon in dieser Hinsicht versage. Der Supervisor berichtete dann weiter, die Klientin habe noch erwähnt, wie sie dafür gesorgt habe, dass ihr Vater nicht an seinem Heimatort, sondern dort begraben wird, wo sie jetzt lebe. Der Supervisor merkte an dieser Stelle an, damit sei der Vater in der Nähe der Tochter und nicht in der Nähe der noch lebenden Mutter.

In der Supervision ging es um die Frage, welche erhöhende und beflügelnde Bedeutung der Vergleich mit einer Göttin für die Klientin als Kind, aber mehr noch für ihr weiteres Leben, hatte. In der römischen Mythologie ist Venus die Göttin der Liebe und der weiblichen Anmut. Einerseits schien die Klientin die Hervorhebung angeregt, gestärkt und ihr ein positives Gefühl der Besonderheit verliehen zu haben. Andererseits klammert sie sich an diese Auszeichnung und trägt sie

vor sich her – als Aufforderung und Verführung, ihr zu Diensten zu sein. Demzufolge musste es in der Supervision darum gehen, wie die „Venus“ und der „Wunderheiler“ korrespondieren.

Auf diese Weise kann man die beschriebenen Symbolisierungen auch als Versuche auffassen, eine Spannung und einen Konflikt „auf den Punkt zu bringen“ und zu akzentuieren. Die „Venus“ wäre dann als Figur vor dem persönlich-biographischen Hintergrund der Klientin anzusehen, während „Venus und Wunderheiler“ die Figur vor dem Hintergrund der Rollenbeziehung in der Beratung und einer besonderen Übertragungs/Gegenübertragungs-Konstellation darstellt. Der Berater konnte nach und nach seine Gegenübertragung erkennen, indem er über sein Bild des „Wunderheilers“ seine eigene narzisstische Empfänglichkeit bemerkte und die Verführung, diese Rolle wirklich auszufüllen. Damit wurden auch die narzisstischen und libidinösen Übertragungswünsche der Klientin gefördert.

Der hier beschriebene Symbolisierungsvorgang sollte auch als ein Versuch der Problemlösung verstanden werden, da die in die Beratung eingebrachte Metapher der „Venus“ den unbewussten Hintergrund einer regressiven Beziehungskonstellation der Klientin anklingen lässt. Die Besprechung der in der Rolle des „Wunderheilers“ enthaltenen Ambivalenzen führte dazu, dass der Berater die Klientin und die zwischen ihnen entstandene Interaktion besser nachvollziehen konnte. Einerseits hatte er am eigenen Leib bemerkt, wie attraktiv und schmeichelhaft es war, als Alleskönner dazustehen. Genauso belastend war es jedoch andererseits, der Klientin den Vater zu ersetzen und für sie zu arbeiten. Dadurch, dass der Berater seine Beteiligung und Verwicklung erleben konnte, wurde das zugrundeliegende Beziehungsproblem der Bearbeitung zugänglich.

Gruppenbezogene Symbolisierungen

Während individuelle Symbolisierungen vorrangig unter dem Aspekt ihrer Funktion und Bedeutung für den Einzelnen betrachtet werden, geht es bei der Untersuchung der Entstehung, Beständigkeit und Wirkung gruppenbezogener Symbolisierungen um deren Sinn für das Gruppenleben. Freud beschäftigte sich in seiner Arbeit „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930) mit der Frage, warum sogar einander nahe stehende Gemeinschaften sich gegenseitig befehden und verspotten, warum sie manchmal belanglose Merkmale und geringfügige Differenzen zu Insignien der Besonderheit und Überlegenheit stilisieren. Er nannte dies den „Narzissmus der kleinen Unterschiede“. Kleine Unterschiede werden dann zu großen, wenn sie auf phantasierten Bedrohungen und Gefahren beruhen.

So war ein in der Supervision geschilderter Konflikt mit dem Hausmeister einer psychiatrischen Nachsorge-Einrichtung nicht beendet, bis die Mitarbeiter verstanden hatten, was die ihm vorgeworfene „Kleinlichkeit“ für diesen bedeutete. Der

Hausmeister wurde von den Mitarbeitern als „Schließer“ bezeichnet, weil sie nicht länger bleiben und etwas nacharbeiten konnten, denn er bestand darauf, dass das Haus um Punkt 18.00 Uhr abgeschlossen werden musste. Der Hausmeister schien sich jedoch seit längerem aufgrund der mehr atmosphärisch und indirekt spürbaren Kritik an ihm in seiner Rolle und gesamten Person infrage gestellt zu fühlen und hatte mit der Betonung des kleinen Unterschiedes – er habe den Schlüssel! – darauf reagiert.

Phantasien und Symbolisierungen verbinden das Individuum und die Gruppe aufgrund der sozialen Natur solcher Imaginationen. Dies kann man an der symbolischen und imaginären Bedeutung einer Führungspersönlichkeit für den Einzelnen, seine oder ihre Beziehung zur Gemeinschaft wie für die Gruppe als Ganzes erkennen. Da im sozialen Miteinander Internalisierungen und Externalisierungen fortlaufend stattfinden, bilden die Menschen ein „inneres Gemeinwesen“ (Negt/Kluge 1982, S. 352).

Folgendes Beispiel soll den beschriebenen Zusammenhang verdeutlichen:

Es handelte sich um das Team eines Jugendheimes, bestehend aus einem Erzieher und vier Erzieherinnen, die acht Jugendliche im Alter von 12 bis 19 Jahren betreuen. In der Teamsupervision stellte sich heraus, dass sich schon länger Fraktionen gebildet hatten, von denen die eine die andere beschimpfen würde. Die eine Partei sei nachlässig, lax und habe einen „Laisser-faire-Stil“, während die andere für autoritär und rigide, als „Prinzipienreiter“, befunden wurde, sie sei die „Polizeifraktion“ im Haus. Für beide Standpunkte fanden die jeweiligen Parteien Begründungen, Rechtfertigungen und Beispiele. Es wurde berichtet, ein Erzieher sei mit seiner „laschen Art“ von den Jugendlichen richtig hochgenommen worden! Als einmal drei Jugendliche nachts aus dem Heim weggelaufen waren, habe sich dieser Erzieher auf die Suche nach ihnen begeben. Als er sie gefunden habe, hätten sie ihm den Vorschlag unterbreitet, er möchte noch einmal um das Eck gehen, damit sie etwas Bedenkzeit hätten. Er habe sich darauf eingelassen und sie aber nicht mehr vorgefunden. Umgekehrt kam es zu Vorwürfen von Engstirnigkeit, als die „Prinzipienreiter“ darauf bestanden hätten, auch an Weihnachten das Kleidergeld nur für Kleidungsquittungen herauszugeben und nicht für allgemeine Weihnachtseinkäufe. In einer Supervisionsitzung wurde dann die Mitarbeiterin, die für das Kleidergeld zuständig war, als „Brunnenvergifterin“ bezeichnet. Der Streit spitzte sich immer mehr zu, bis eine andere Kollegin mit den Worten hinauslief: „Ich muss kotzen!“

Die feindliche Fraktionierung in dieser Gruppe war neben individuellen Motiven und Übertragungen der MitarbeiterInnen auf unterschiedliche und polare Identifikationen mit den Jugendlichen zurückzuführen. Die Jugendlichen kamen alle aus schwierigen Verhältnissen, einige waren in der Pubertät, und es gab ein ständiges Schwanken zwischen wilden Protesten, Ausbruchversuchen, Minderwertigkeitsgefühlen und Rückzug. Diese Spannungen waren für die MitarbeiterIn-

nen sehr belastend, so dass es eine unbewusste Erleichterung darstellte, eine „Linie“ zu verfolgen. So identifizierte sich ein Teil der Gruppe mit den aufbegehrenden Jugendlichen und erlaubte ihnen entsprechend mehr, während der andere Teil Festigkeit, Strenge und Härte vertrat. In diesem Team gab es also eine Aufspaltung derart, dass die einen für die Struktur und den Rahmen zuständig waren, während die anderen meinten, sie sorgten für Nähe, Einfühlung und Verständnis. Diese Polarisierung führte in der Folge dazu, dass Nähe mit Nachgiebigkeit und die Einhaltung und Vertretung von Regeln mit Rigidität verwechselt wurde. Deutlich und bearbeitbar wurde diese Schematisierung an den drastischen Zuschreibungen und Unterstellungen, mit denen die MitarbeiterInnen einander attackiert hatten. In der supervisorischen Arbeit war dabei der Hinweis auf die Ängste und aggressiven Phantasien wichtig, denn unbemerkt könnte es zu einer Unterminierung, bedrohlichen Ansteckung und Vergiftung der eigenen Position kommen. Genauer betrachtet, liegt der verwendeten Symbolisierung, also die „Brunnenvergifterin“ die destruktive Phantasie des heimtückischen Entzugs der Lebensbasis zugrunde. Wenn man allerdings *diese* Angst hat, kann man sich gar nicht auseinandersetzen, sondern muss das Vergiftete möglichst schnell erbrechen.

Institutionsbezogene Symbolisierungen

Institutionsbezogene Symbolisierungen drücken in einem noch weiteren Rahmen als die gruppenbezogenen den Zusammenhang aus zwischen den individuell-subjektiven Gestaltungen des eigenen Erfahrungshorizontes und den sozial-gesellschaftlichen Einflüssen darauf. Volkan (1999) hat die Auswirkungen von Großgruppenstrukturen auf das Identitäts- und Selbsterleben der Individuen beschrieben. Er fasst Symbolisierungen als kollektive psychische Repräsentationen auf, die als Mittel fungieren, soziale und politische Funktionen wie Verbrüderung und Zusammenhalt wie auch Abgrenzung bis hin zu Feindschaft und Kampfbereitschaft zu stimulieren und zu stabilisieren. Symbole, Mythen oder Ideologien bilden auf diese Weise ein Zelt, unter dem „wir“ uns zusammengehörig, besonders und von anderen unterschieden erleben können. Volkan bezeichnet die Reservoir für Symbolisierungen als „Speicher“, das sind kulturell bedeutsame „Bildcontainer“, die die Externalisierungen der Menschen aufgenommen haben. *Dinge* wie ein Cowboyhut oder holländische Holzschuhe, *Personen* wie Gandhi, *Rituale* wie verschiedene Volkstänze und historische *Ereignisse* („Waterloo“) beherbergen als Speicher einerseits die Vielfalt von Wünschen und Hoffnungen, Idealen und Ideen. Um den Begriff des „Speichers“ zu illustrieren, könnte man annehmen, dass sich ein Protest geneigter Belgier gern an „Die Stumme von Portici“, eine Oper von Auber, erinnern würde. Aubers Musik und die Geschichte des Kampfes eines unterdrückten Fischervolkes durch eine Tyrannenmacht wirkten derart auf-

rüttelnd, dass die Menge nach der ersten Aufführung 1830 aus dem Theater gestürzt und die öffentlichen Gebäude in Brand gesetzt haben soll; damit begann die Ablösung Belgiens von den Niederlanden. Auf diese Weise war die Oper zur symbolischen Verkörperung und Repräsentation revolutionärer Ideen und Impulse geworden.

Andererseits beinhalten die gewählten und verwendeten „Speicher“ auch Ängste und Aggressionen, Schuld und Schlechtes. Daraus ergibt sich dann, wen man am liebsten hasst. Andere „Speicher“, etwa ein weit zurückliegendes Ereignis (Wilhelm v. Oraniens Sieg über die Katholiken 1690), enthält die Ursachen, die Geschichte und die Begründungen, wieso es z.B. zweckdienlich ist, sich vor „den Protestanten“ oder „den Katholiken“ in Irland in Acht zu nehmen, wobei von beiden Gruppierungen auch eine reale Gewalt ausgeht.

Das Bestehen und die Verbindung von solchen Sinnbehältern und -reservoirs ergibt eine „symbolische Ordnung“ (Lacan), die so bedeutsam ist, dass deren Gefährdung oder Auflösung namenloses Entsetzen und Wahnsinn hervorbringen kann. Das folgende Beispiel soll zeigen, wie sowohl Ordnung als auch Einordnung sozialer Vorgänge bedroht sein können, mitsamt den Folgen, die dies für die symbolische Verarbeitung der Beteiligten hat.

Es handelt sich um das Stationsteam einer Rehabilitationsklinik mit insgesamt 14 MitarbeiterInnen, Pflegern, Krankenschwestern, Ergotherapeuten, Psychologen und zwei Ärzten, von denen der eine Oberarzt und Leiter des Teams ist. Die äußeren Ereignisse, die einer Krise der Gruppe vorangegangen waren, bestanden in der zunächst angekündigten und dann realisierten Kurzarbeit und der Information, dass es in den anderen Einrichtungen des gleichen Trägers zu Kündigungen gekommen und eine andere Klinik ganz geschlossen worden sei. Die MitarbeiterInnen waren infolge dieser Informationen und Maßnahmen äußerst beunruhigt, verbittert und anklagend. Sie sprachen von „Notstandsgesetzen“, als verschiedene strukturelle Veränderungen von der Klinikleitung in Erwägung gezogen wurden. Auf dem Höhepunkt der Spannung, als die Kurzarbeit eingeführt und ein Sozialplan für Kündigungen aufgestellt werden sollte, sagte ein Teammitglied: „Das ist hier wie im KZ!“ Ein anderer Teilnehmer bezeichnete den Chef als „einen Milosevic“. Obwohl dies sarkastisch-aggressiv vorgebracht wurde, war die Stimmung in der Gruppe resignativ und die TeilnehmerInnen wirkten verschlossen und unzugänglich. Gelegentlich kam es zu Ausbrüchen von Anklagen und Attacken auf die Verwaltung und die Leitung, die ihnen die seit Monaten bestehende Be- und Überlastung eingebrockt hätten: Sie würden nur noch schikaniert und wären gezwungen, die gleiche Arbeit in noch kürzerer Zeit zu erledigen und dabei die Patienten wie „Paschas“ zu behandeln. Der Supervisor konnte die Gefühle der Bedrohung und Überlastung nachvollziehen, er konnte ebenfalls die Wut und Empörung teilen. Auf der anderen Seite erlebte er die aggressiven Bilder und Vergleiche als so destruktiv und vernichtend, dass er auf den KZ-Vergleich – inzwischen auch

empört – erwiderte: „Das finde ich unangemessen!“ Die dann folgende Auseinandersetzung führte zu einer Frontenbildung; die TeilnehmerInnen warfen dem Supervisor vor, sich auf die Seite der Institution gestellt zu haben. Der Supervisor wies an dieser Stelle darauf hin, was in dem KZ-Vergleich auch enthalten ist: „Sie legen damit nahe, sich in einer Einrichtung zu befinden, in der sie völlig ohnmächtig und todgeweiht ihren Peinigern ausgeliefert sind!“ Diese Bemerkung führte schließlich zu einer Reflexion darüber, was sie eigentlich hatten sagen wollen. Sie erlebten sich, wie auch die Milosevic-Bemerkung zeigt, in einer existentiellen Bedrohung gefangen, aber es wurde auch deutlich, sie befanden sich weder im Krieg noch ging es um Leben oder Tod. Zum Schluss der Sitzung entspannte sich die Situation etwas, indem deutlich wurde, dass Verbitterung und Resignation auch entstehen, weil der Zorn und die Entrüstung kein Ziel und keinen Adressaten fanden.

In den folgenden Sitzungen konnte die Funktion der gewählten Vergleiche herausgearbeitet werden. Sie hatten die Bedeutung aggressiver Provokationen, um Hass und Wut zu entladen, aber auch, um Schuldgefühle zu erzeugen. Es blieb weiterhin schwierig für die MitarbeiterInnen, ihrem Zorn eine offensivere Richtung zu geben, indem sie beispielsweise ihre Klagen über die „Informationspolitik des Hauses“ in Versuche ummünzten, sich kündigt zu machen, den Verwaltungsleiter, den Chef, den Oberarzt auf ihr Bedürfnis hinzuweisen, geplante Einschränkungen oder Neuerungen schneller und genauer mitgeteilt zu bekommen. Auch hier erlebte der Supervisor einen Zwiespalt. Einerseits verstand er den Unmut der SupervisandInnen, wenn sie sich oft vor vollendete Tatsachen gestellt fühlten, was der Oberarzt auch bestätigte, indem er sagte, dass „manche Dinge schon mal liegen bleiben“. Andererseits wurde er zu ihrem Gegner, wenn er sich angesichts eines Problems erkundigte, ob sie den Verwaltungsleiter schon gefragt hätten. Sie hielten dem Supervisor dann vor, er wisse gar nicht, wie nutzlos das bei einem solchen „Kapo“ sei. („Kapos“ waren KZ-Insassen, die mit der Lagerleitung zusammenarbeiteten.)

Aus psychoanalytischer Perspektive sollte sich im Verlauf der supervisorischen Arbeit ein Verständnis der durch Bilder, Vergleiche und Symbolisierungen ausgedrückten, unbewussten Beziehungen ergeben. Wenn die SupervisandInnen ihren Chef als „Milosevic“ bezeichnen, beschreiben sie eine Situation, in der es einen Diktator gibt, Unterworfenen und ein Verhältnis von Gewalt und Unterdrückung. Auch der Supervisor war durch eine Gegenübertragungs-Reaktion in dieses Muster einbezogen. Gereizt durch den „unangemessenen“ Vergleich hatte er einen konfrontierenden und wertenden Kommentar abgegeben, den man als komplementäre Gegenübertragung (Racker 1982) auffassen könnte. Er hatte sich mit den Objektvorstellungen der SupervisandInnen identifiziert, also mit den Personen, die von ihnen für die missliche Lage verantwortlich gemacht wurden. Er konnte sich in dieser Situation besser in den Chef hineinversetzen. Das lag daran, dass er lange versucht hatte, die zahlreicher werdenden aggressiven Bilder und Symboli-

sierungen aus der Sicht der SupervisandInnen nachzuvollziehen, dies jedoch nicht mehr gelang, als die Destruktivität der Vergleiche und die resignative Verbitterung nicht mehr zu ertragen waren. Eine zentrale Position nahm der Oberarzt ein, der nicht nur der Klinikleitung gegenüber verantwortlich ist, sondern auch den MitarbeiterInnen seiner Abteilung gegenüber. Der Supervisor gewann den Eindruck, dass das Team die Auseinandersetzung mit ihm mied, weil sie ihn ausschließlich als Agenten der Klinikleitung ansah.

Eine Entspannung trat erst ein, als es gelang, nach den aggressiven Anklagen und „Entladungen“ den dahinter stehenden Konflikt zu verdeutlichen, der zwar in der Supervision eine Abfuhr, ein Ventil fand, aber keine Bearbeitung. Die SupervisandInnen machten ihrem Ärger Luft, aber auf eine Weise, die einer Gewaltbeziehung innewohnt. In dem gewählten Bild sind sie die Eingesperrten, die Opfer, die vom „Kapo“ Betrogenen. Sie konnten ihre Beschwerden nur dort äußern, wo die Adressaten ihres Zorns nicht anwesend waren, und zwar aus der Angst heraus, dass sie sich ein Aufbegehren nicht leisten durften. So wurde von dem Verwaltungsleiter berichtet, er habe auf die Kritik eines Mitarbeiters erwidert: „Sie können ja gehen!“

Diese Vorgänge führen zu dem, was Elias aus einer soziologischen Betrachtung heraus als Verinnerlichung von Verboten, Kontrolle und Zwängen beschrieben hat. Selbstverurteilung, Selbstkontrolle und Selbstzwänge der Individuen kommen dabei dem Bedürfnis der Gesellschaft und ihren Institutionen entgegen, ihre Vorhaben und Interessen reibungslos und effektiv durchzusetzen. Die MitarbeiterInnen hatten durch die destruktiven Symbolisierungen und Vergleiche zum Ausdruck gebracht, dass sie sich in einer Situation bedingungsloser Anpassung und Unterwerfung erlebten. Dies stellt auf einer soziologischen Ebene das dar, was auf einer psychologischen Ebene eine Parallele in einer kindlichen Abhängigkeit hat. „Das Unerklärliche, das Undurchschaubare übt Macht aus, denn es stürzt den Menschen wieder in die absolute Abhängigkeit von der Ur-Mutter und in die Identifikation mit ihr. In der Tat versteht das Kind die genaue Absicht der Mutter nicht, aber es weiß oder fühlt, dass blinder Gehorsam ihr gegenüber von ausschlaggebender Wichtigkeit ist.“ (Grunberger 1972, S. 135)

Gefühle der Sinnlosigkeit aktiven Handelns und der Bedeutungslosigkeit der eigenen Berufsrolle entstehen auch aus einer Entkoppelung von Arbeit und Sinngebung. So konnten Maximen wie „Ora et labora“ als Grundlehrsatz der Benediktiner oder die Lehren des Calvinismus den Subjekten noch *einen* Sinn liefern, indem Ökonomie und Moral noch als Einheit verstanden wurde, die der Arbeit als Sinn- und Bedeutungsgrundlage diente (vgl. Erdheim 1998). Demgegenüber empfanden sich die SupervisandInnen in dem zuletzt erwähnten Fall als Objekte sinn- und seelenloser Maßnahmen. Die Eröffnung von Handlungsmöglichkeiten, Spielräumen und Widerstandsformen gelingt aber nur aus dem Begreifen der eigenen Person als Subjekt – trotz und wegen aller Restriktionen. In der beschriebenen Su-

pervisionsgruppe herrschte eine fatalistische Haltung vor, die darin bestand, die Wirkung von Eigeninitiative als aussichtslos zu erachten. Solche depressiven Reaktionen lassen sich auch darauf zurückführen, dass die MitarbeiterInnen sich für austauschbar und isoliert voneinander halten (vgl. Hoff 1990). Durch diese Isolation wird nicht nur das Identitäts-, sondern auch das Gemeinschaftsgefühl, das an Kontinuität und Anerkennung geknüpft ist, wesentlich geschwächt.

Einerseits unterminierten die SupervisandInnen ihre Position und ihren Wert, indem sie immer wieder ihren Status als Opfer von Gewalt und Unterdrückung beschworen und zementierten. Vor allem aggressive Affekte hatten ein verträgliches Maß überschritten, so dass es zu einer Festschreibung einer Opfer/Täter-Konstellation kam, die wie bei einer Traumatisierung zunächst einer deutenden und sprachlichen Bearbeitung entzogen ist. Die Äußerungen und Symbolisierungen der SupervisandInnen hatten dabei den Sinn, in aggressiver und provozierender Weise auf eine Situation hinzuweisen, in der sie infolge der Bedrohung durch Kurzarbeit und Kündigung nur noch Gefühle des Ausgeliefertseins empfanden, die sie jedoch durch Klagen und Anklagen eher aufrechterhielten als abbauten. Im Sinne Volkans fanden sich die MitarbeiterInnen unter dem „Zelt“ wieder, das sie als „Diktatur“ bezeichneten; dessen Plane war einerseits durch Externalisierung ihrer Aggressions- und Machimpulse gewebt worden und schien dadurch psychologisch unentbehrlich. Auf der anderen Seite wurde Verunsicherung und Orientierungslosigkeit von der Institution verstärkt, dadurch dass Informationspolitik und Entscheidungsprozesse oft nicht transparent waren.

Somit trugen auch die Klinikleitung und die Verwaltung dazu bei, dass sie als willkürlich und diktatorisch empfunden wurden.

Anfang und Ende

Symbolisierungen sind ... – dies könnte schon wieder ein neuer Anfang sein, denn die Erforschung von Symbolisierungsvorgängen kann nicht abgeschlossen sein, da diese nie ganz aufgeklärt oder erklärt werden können. In dieser Arbeit sollte der Versuch gemacht werden, die im Rahmen von Supervisionsprozessen für ein Individuum bedeutsamen, die für eine soziale Gruppe relevanten und die auf eine Institution bezogenen Symbolisierungen zu untersuchen. Symbole, Bilder und Phantasien haben immer eine persönliche Note, da sie ja von Personen ausgedrückt werden. Auf der anderen Seite sind diese Konstrukte und Ideen von Anfang an soziale Gebilde einer bestimmten Sprache und Kultur. So ist die innere Welt genauso eine „imaginäre Institution“ (Menzies-Lyth 1991) wie die Institution eine imaginierte psychologische Einheit und Beziehungskonstellation ist.

Bei der Arbeit mit Symbolisierungen ist eine *psychologische* Dimension in Betracht zu ziehen. Oft geht es hierbei um eine narzisstische Komponente: wer hat

die Deutungshoheit und darf Größe und Glanz derselben für sich in Anspruch nehmen? Zweitens gibt es eine anale Komponente: wer hat Recht und ist im Besitz der Wahrheit? Auch der Inhalt von Symbolisierungen hat verschiedene psychologische Motive, die narzisstischer, libidinöser und aggressiver Natur sein können. So hat die „Venus“ in einem der erwähnten Beispiele einen narzisstischen und libidinösen Gewinn und sie kann sich aggressiv gegen Konkurrentinnen absetzen. Damit entsteht ein Selbstbild, aber auch eine Situierung in einer sozialen Situation, denn das Bild der „Venus“ ist ja nicht ohne Aufforderungscharakter für andere.

Dies leitet zu der *gruppendynamischen* Dimension über. In dem Beispiel der Fraktionierung der Gruppe in „Regellose“ und „Rigide“ formieren sich über diese Positionierung Untergruppen, die sich Halt und Gewissheit verschaffen, indem sie sich befeinden. Gleichzeitig ist es eine Abwehr der Auseinandersetzung mit den Jugendlichen, da ein Teil der MitarbeiterInnen sich hinter sie stellte und der andere Teil gegen sie. Schließlich wurde am Beispiel eines Teams einer größeren Einrichtung die Bedeutung institutionsbezogener Symbolisierungen untersucht. Die *institutionelle* Dimension bestand darin, dass die gesamte Institution im Zuge von Sparmaßnahmen und geringeren Ressourcen unter einen Anpassungsdruck geraten war, dessen Ursachen und Hintergründe den MitarbeiterInnen unklar blieben. Die folgenden Kündigungsdrohungen und die Kurzarbeit sind mit der Wirkung eines traumatischen Ereignisses vergleichbar, das sinnlos und von willkürlicher Brutalität ist, solange es zufällig und fremdartig bleibt. Die MitarbeiterInnen füllten diesen Erklärungsnotstand mit Attribuierungen von Destruktivität und Feindseligkeit.

Die Entwicklung der Symbolisierungsfähigkeit und die sich daraus ableitende Phantasiebildung wurde in dieser Arbeit als der Versuch verstanden, schwierigen beruflichen Situationen einen individuellen, gruppen- oder institutionsbezogenen Sinn zu verleihen. Dadurch wird die Einordnung neuer und beunruhigender Erfahrungen in bereits bekannte Denk-, Gefühls- und Verhaltenskategorien erleichtert, führt aber ebenso zu Festschreibungen, fixierten Einstellungen und zur Legendenbildung.

Literatur

- Assmann, J. (1996): Ägypten. Darmstadt.
- Barley, N. (1998): Die Kultur des Mißverstehens. In: Die Zeit, Nr. 33, S. 33.
- Buchholz, M. (1998): Die Metapher im psychoanalytischen Dialog. In: Psyche, Heft 6, S. 545-572.
- Daser, E. (1998): Interaktion, Symbolbildung und Deutung. In: Forum der Psychoanalyse, Heft 3, S. 225-241.
- Devereux, G. (1967): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München.
- Elias, N. (1976): Über den Prozeß der Zivilisation. Frankfurt a.M.
- Erdheim, M. (1984): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Frankfurt a.M.
- Erdheim, M. (1998): Zur psychoanalytischen Konstruktion des historischen Bewusstseins. In: Rüsen, J. und Straub, J. (Hg.): Die dunkle Spur der Vergangenheit. Erinnerung, Geschichte, Identität 2. Frankfurt a.M.
- Feyerabend, P. (1981): Erkenntnis für freie Menschen. Frankfurt a.M.
- Freud, S. (1900): Die Traumdeutung. G.W., Bd. 2/3.
- Freud, S. (1930): Das Unbehagen in der Kultur. G.W., Bd. 9.
- Grunberger, B. (1972): Gedanken zum frühen Über-Ich. In: Brede, K. (Hg.) (1996): Das Über-Ich und die Macht seiner Objekte. Stuttgart.
- Hoff, E.-H. (1990): Identität und Arbeit. In: psychosozial, Heft 3, S. 7-26.
- Jones, E. (1987): Die Theorie der Symbolik. Frankfurt a.M.
- Korte, H. und Schäfers, B. (Hg.) (1993): Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie. Opladen.
- Lear, J. (1999): Eine Interpretation der Übertragung. In: Psyche, Heft 9/10, S. 1071-1102.
- Menzies-Lyth, I. (1991): Eine psychoanalytische Betrachtung sozialer Institutionen. In: Bott-Spilius, E. (Hg.): Melanie Klein heute. Bd. 2, S. 379-400. Weinheim.
- Negt, O. und Kluge, A. (1982): Geschichte und Eigensinn. Frankfurt a.M.
- Racker, H. (1982): Übertragung und Gegenübertragung. München.
- Reiche, R. (1986): Mann und Frau. Psyche 40, S. 780-818.
- Ricouër, P. (1974): Die Interpretation. Frankfurt a.M.
- Segal, H. (1982): Wahnvorstellung und künstlerische Kreativität. Stuttgart.
- Schneider, G. und Seidler, G. (Hg.) (1995): Internalisierung und Strukturbildung. Opladen.
- Uexküll, J. v. (1939): Nie geschaute Welten, Berlin.
- Volkan, V. (1999): Das Versagen der Diplomatie. Gießen.
- Winnicott, D.W. (1985): Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart.
- Wurmser, L. (1993): Die zerbrochene Wirklichkeit. Berlin.

Anschrift des Verfassers: Jörg Gogoll, Liebigstr.46, 35037 Marburg

Ulrike Ewald und Lutz Meier

Sieben Bälle sind zu viel – Eine phänomenologische Collage

Zusammenfassung: Anhand von Fallvignetten aus unterschiedlichen Arbeitsfeldern arbeiten wir gleichartige und unterschiedliche Reaktionen auf die Veränderung äußerer Realitäten für Teams und Einrichtungen heraus und reflektieren, wie sich diese Veränderungen in der Supervision spiegeln.

Die Nummer mit den sieben Bällen¹

Diese Geschichte hat ein Supervisand verfasst, um die Befindlichkeit eines Teams deutlich zu machen.

Wir sind allesamt gute Jongleure, allein, die Performance ist nicht schön. Bei fünf Bällen wäre sie perfekt, doch der Zirkusdirektor will, dass wir mit sieben Bällen jonglieren. Der Zirkus braucht Attraktionen. Drei Bälle – langweilig! Also nehmen wir sieben Bälle. Weil wir wirklich gute Jongleure sind, gelingt es uns mit Ach und Krach tatsächlich auch, sieben Bälle in der Luft zu halten. Aber der Applaus ist mäßig. Die Jongleure wissen: zwei Bälle weniger und der Applaus wäre groß. Allein: auch der Zirkusdirektor hat nicht ganz Unrecht. Jonglage mit fünf Bällen ist ja schön, aber keine Attraktion. Keine Attraktionen, keine vollen Ränge, keine Zukunft für den Zirkus. Wer nur mit fünf Bällen arbeiten will, der soll sich einen anderen Job suchen. Sieben Bälle und damit basta! (Der Zirkusdirektor kann nicht jonglieren, aber er ist sicher: sieben Bälle, das kann doch nicht so schwer sein, bisher sind ja auch kaum welche zu Boden gefallen.) Der Zirkus läuft schlecht. Die Einnahmen reichen gerade, um die Show weiterlaufen zu lassen – the show must go on. Der Bühnenboden ist morsch, trägt schlecht, droht einzubrechen. Eine neue Bühne ist nicht drin. Selbst der Austausch einzelner Holzbohlen wird erstmal auf die nächste Saison verschoben. Die Jongleure sind nicht nur fleißig, sie sind auch sehr brav. So brav, dass sie ständig versuchen, das Unmögliche (eine schöne Performance mit mehr als fünf Bällen auf wackliger Bühne) möglich zu machen. Die Jongleure sind verzweifelt und werden immer unglücklicher, denn ihre Darbietung ist zwar eine Höchstleistung, wirkt aber eben nicht gelungen. Sie haben alles versucht, ihre Nummer so oft variiert und entwickelt, bis es gelang, alle sieben Bälle wenigstens für eine Zeit in der Luft zu halten. Doch bei aller Mühe bleiben sie letztlich unter ihrem

¹ Wir danken M.K. für die Erlaubnis, seine Geschichte zu verwenden.

Niveau, das spüren sie genau. (...) Jongleure müssen stolze Menschen sein, sie dürfen nicht verzweifelt, unsicher und überfordert wirken. Es sollten stolze Jongleure sein, sie könnten richtig gut sein – aber nur bei fünf Bällen auf einer stabilen Bühne. Es hilft nichts, es sind zu viele Bälle in der Luft.

Fall 1: Fusion

Ausgangssituation/Äußere Realität

Eine kirchliche Erwachsenenbildungseinrichtung soll mit einer Familienbildungsstätte fusionieren, um Doppelungen im Angebot zu vermeiden und die Verwaltung zu vereinfachen bzw. zu reduzieren. Beide Einrichtungen hatten bisher unterschiedliche inhaltliche Schwerpunkte (politische Bildung und Mitarbeiterfortbildung versus Frauen- und Familienbildung) und eine unterschiedliche Finanzierung. Der Vorschlag zur Fusionierung kommt von der Kirchenleitung, der größte Teil der finanziellen Mittel kommt von Bund und Land. Befürchtet wird seitens der Mitarbeiter, dass die Zahlung der kirchlichen Mittel eingestellt wird, wenn die Fusionierung nicht gelingt, und dass dadurch die beiden Einrichtungen existenziell gefährdet werden. Die Leiter der beiden Einrichtungen machen sich auf die Suche nach einer Fachkraft, die bei der Fusion behilflich ist.

Innere Reaktion

Beide langjährigen Leiter und Teams bangen natürlich um ihren bisherigen Einflussbereich und ihre Autonomie. Solange jeder Teil seine eigenen Schwerpunkte verfolgen konnte, gab es eine mäßige Konkurrenz und viel kollegiales Wohlwollen. Jetzt sollen unterschiedliche Schwerpunkte unter einem Dach verfolgt werden, und es soll kundenorientiert² gearbeitet werden. Die Umsetzung der Kooperationsvereinbarung ist schwierig und mühsam, wiewohl sie im Grundsatz von allen Beteiligten akzeptiert wird. Ein Teil der institutionellen Freiheit geht verloren

² Es ist schon öfter in der Literatur darauf hingewiesen worden, dass es problematisch ist, das Wort Patient, Klient, Supervisand oder (in der Erwachsenenbildung) Teilnehmer bedenkenlos durch den Ausdruck „Kunde“ zu ersetzen. In der Erwachsenenbildung besteht die Versuchung darin, vorschnell auf Themen zu reagieren, die „in der Luft liegen“ und Veranstaltungen (Schnellschüsse) anzubieten. Dies entspricht nicht dem von Ernst Lange geprägten Begriff der „gemeinsamen Suchbewegung“, dem in der kirchlichen Erwachsenenbildung ein hoher Wert beigemessen wird.

und muss den Zielen der neu zu bildenden Organisation untergeordnet werden. Die eigene Rolle muss neu definiert werden, und eigene inhaltliche Interessen müssen im Sinne von Schwerpunktbildung teilweise aufgegeben werden. Die Mitarbeiter haben noch nicht das Gefühl, dass das neue Gebilde „ihr“ Laden ist. Mit den aufgelösten Einrichtungen waren sie hochgradig identifiziert. Trauer und Abschied sind ein Thema, Konkurrenz ein anderes. Alte, längst überwunden geglaubte Konflikte inhaltlicher Art tauchen wieder auf und müssen „beerdigt“ werden. Eine gemeinsame Vision will sich so schnell nicht einstellen. Für Familien- und Erwachsenenbildung gibt es kein Leitbild, auch ist künftig von der Kirchenleitung nichts zu erwarten. Inhaltliche Vorgaben, die man bejahen oder an denen man sich auch reiben kann, liegen nicht vor. Schmerzlich wird noch einmal bewusst, dass die Erwachsenenbildung ein ungeliebtes und vernachlässigtes Kind der Institution Kirche ist.

Der Zirkus hat also zwei Jongleure mit je eigenen Nummern. Er muss einerseits sparen, andererseits beim Publikum ankommen. Bestimmte Nummern sind für einen Zirkus unverzichtbar (Clown, Tierdressur, Akrobatik). Jonglieren gehört nicht unbedingt dazu. Der Zirkusdirektor entscheidet sich dafür, die Jongleure nicht zu entlassen. Er fordert sie nicht auf, etwa Jonglieren als Straßenkunst zu betreiben. Er fordert sie stattdessen auf, eine Nummer zu ersinnen, die spektakulärer sein soll als die bisherigen Einzelnummern. Es bleibt den Jongleuren überlassen, wie sie das ausführen. Unterstützt werden sie durch einen erfahrenen Berater.

Fall 2: Bürgerfernsehen

Ausgangssituation/Äußere Veränderungen

Basierend auf Artikel 5 des Grundgesetzes wurden vor zirka 15 Jahren mit hohem demokratischen Grundanspruch in verschiedenen Bundesländern von den öffentlich-rechtlichen Anstalten „Bürgerfernsehen“ eingerichtet. Dies war eindeutiger Wille der Parteien. Der „Normalbürger“ sollte Zugang zum Fernsehen erhalten und ermutigt werden, sich an der Meinungsbildung zu beteiligen – dies durchaus auch mit politischem Anspruch. Erste Beiträge wurden von streikenden Arbeitern produziert und gesendet. In kleinen, regional begrenzten Werkstätten wurde die Technik bereitgestellt. Hauptamtlichen Mitarbeitern kam die Aufgabe zu, Bürger technisch und fachlich zu qualifizieren, ohne dabei Einfluss auf die Inhalte von Sendungen zu nehmen. Finanziert wurden die Werkstätten zum überwiegenden Teil aus Mitteln der Rundfunkanstalten der jeweiligen Bundesländer. Im Laufe der Zeit geriet das Bürgerfernsehen aus dem gesellschaftlichen Blickfeld (Entpolitisierung, Freizeitgesellschaft, immer mehr private Sender...). Auf lokaler Ebene ent-

wickelten die Sender viel Autonomie mit teilweise sehr eigenwilliger Prägung. Der in den letzten Jahren von der Anstalt formulierte Anspruch, „Eigenmittel“ zu erwirtschaften, wurde überhört und von ihr zunächst nicht wirklich eingefordert. Nun gerät das Bürgerfernsehen, das lange eine Art „Dornröschenschlaf“ hielt, in eine Existenzkrise. Private Fernsehgesellschaften schielen nach den knappen Kabelplätzen, Lobbyisten kritisieren den Dilettantismus der Amateursendungen und die Verschwendung öffentlicher Mittel. Die Anstalt macht nun Ernst, bei einigen Sendern wird eine Mittelkürzung um 20 % festgeschrieben, die durch die Erwirtschaftung von Eigenmitteln ausgeglichen werden soll. Gelingt dies nicht, sind Entlassungen wohl unvermeidlich. Gleichzeitig soll das Bürgerfernsehen nun endlich zum Dienstleister werden. Die individuelle Prägung und Vielfalt der Sender ist auf einmal nichts mehr wert, eine Vereinheitlichung (Qualitätsstandards) wird angestrebt.

Innere Reaktion

Die Mitarbeiter des Bürgerfernsehens reagieren auf diese Anforderung ambivalent. Einerseits sind sie empört über die Einmischung der Anstalt in ihre inneren Angelegenheiten (Qualitätsstandards). Die Abhängigkeit vom halbstaatlichen Auftraggeber, der seine Kinder lange vergessen hatte, wird verleugnet. Der Anspruch, zum Dienstleister zu werden, wird zurückgewiesen, und traditionelle Werte, etwa die Zurückhaltung bei der redaktionellen Einflussnahme auf Inhalte und Qualität von Beiträgen, dagegengehalten. Andererseits wird eingesehen, dass kritische Anfragen an die „alten Konzepte“ durchaus berechtigt sind, eine Anpassung an geänderte gesellschaftliche und technologische Bedingungen längst überfällig wäre. Manche Werkstätten haben sich zu „closed-shops“ entwickelt, ihre Förderungswürdigkeit ist nun radikal in Frage gestellt.

Widerstand gegen die „Zwangsanpassung“ (Eigenmittel, Qualitätsstandards) wird nur halb offen formuliert, von offenem Protest ganz zu schweigen. Zu groß ist die Sorge, sich beim Geldgeber unbeliebt zu machen. Eine Solidarisierung der einzelnen Werkstätten bleibt aus, weil sie um Mittel der Anstalt konkurrieren. Die Politik wird nicht mobilisiert, und zwar aus Sorge, „schlafende Hunde“ zu wecken. Die Mitarbeiter sind verunsichert und in ihrer (Ver-)Handlungsfähigkeit eingeschränkt. Zu der Verunsicherung trägt bei, dass die entsprechende Berufsidealität ohnehin schwer auszubilden war. Es gibt keine einheitliche Ausbildung für die „Kommunikationshelfer“, die in der Krise für Stabilität sorgen oder Chancen auf dem Arbeitsmarkt bieten könnte. Das selbst angeeignete Handwerkszeug (Bürger qualifizieren und ermutigen, eigene Beiträge zu produzieren) scheint nicht mehr zu genügen. Gefragt sind Leitungskompetenz, Betriebswirtschaft, Akquisitionsgeschick im Anwerben neuer lukrativer Kunden.

In diesem Zirkus ermöglichen die Zirkusangestellten den Bürgern, das Programm zu gestalten. Subventioniert werden die Eintrittskarten vom Staat. In der Existenzkrise wird den Angestellten deutlich, dass es einen Zirkusdirektor gibt, der Einfluss nimmt. Es muss gespart werden. Die Künstler werden zu einem Teil aufgefordert, nebenbei auch noch Straßenkunst zu machen und zahlende Besucher heranzuschaffen. Fünf Bälle waren schon schwer in der Luft zu halten, nun sollen es sieben sein, der Zirkus braucht Attraktionen.

Fall 3: Stadtverwaltung

Ausgangssituation/Äußere Veränderungen

Die Stadt M. hat die Einführung eines neuen Konzepts zur Einführung stadtteilorientierter Sozialarbeit beschlossen. Es führt vielerorts Sozialraumkonzepte ein und wurde in Zusammenarbeit mit einer Fachhochschule entwickelt³. Dieses Konzept nimmt den Präventionsgedanken sozialer Arbeit besser auf, will mit wirtschaftlichen Mitteln besser haushalten (z.B. Vermeidung von Heimeinweisungen), Leistungen „ganzheitlich“ in einem Stadtteil bündeln und die Bürgernähe verbessern. Bisher war die Sozialarbeit an drei freie Träger delegiert, die an unterschiedlichen Stützpunkten Klienten des ganzen Stadtgebietes betreuten. Nun erfolgt durch Betreiben der Stadt eine Neuaufteilung des „sozialen Marktes“. In drei Stadtteilen wird jeweils einem Träger der Aufbau eines Stadtteilzentrums übertragen. Jeder Träger setzt vier Mitarbeiter ein, die zu 100% von der Kommune finanziert werden. Gegenüber der Stadt sind Leistungsnachweise zu erbringen. Ebenso müssen andere Aufgaben der freien Träger vollständig aus eigenen Mitteln oder anderen Töpfen bestritten werden.

Innere Reaktion

Die Verwaltungsstrukturreform zeigt ihre Auswirkungen. Die Kommunen sind hoch verschuldet und Kosten müssen reduziert werden. Wohlfahrtsverbände werden nicht mehr nach dem Prinzip Gießkanne gefördert, sondern es werden zeitlich befristete Leistungsverträge geschlossen.

Bei der Stadt M. wurden die Geschäftsführer der freien Träger formal in die Verhandlungen rund um die Umstrukturierung einbezogen. Die Kommune ist fak-

tisch in der stärkeren Position. Sie macht die Vorgaben, die Träger stehen unter Anpassungsdruck. Geschäftsführer haben die diktierten Bedingungen zumindest äußerlich zu akzeptieren. Eine Verhandlung im eigentlichen Sinne findet nicht statt.

Der Geschäftsführer eines Trägers hat nun fünf seiner Mitarbeiter beauftragt, die Arbeit im Stadtteilzentrum aufzunehmen. Eine Arbeitsteilung sieht das Konzept nicht vor, alle sind für alles zuständig. Vier Mitarbeiter hatten sich zuvor zu Spezialisten im Feld des Allgemeinen Sozialen Dienstes (ASD) entwickelt, ein Mitarbeiter war langjährig erfahrener Schuldnerberater. Entsprechend der Aufgabenfelder hatten sich berufliche Identitäten ausgebildet. Nun sollten sie von ihrer gewohnten Arbeitsweise abgehen. Es ist davon auszugehen, dass die Mitarbeiter von ihrer „Mission“ nicht wirklich überzeugt sind und sich wiederum unterwerfen. Die Gründe hierfür können vielschichtig sein: z.B. Loyalität zum Arbeitgeber, zu dem es eine Wertebindung gibt, und/oder aber Sorge um den Arbeitsplatz. Innerlich halten die Mitarbeiter des Stadtteilzentrums an alten Modellen fest. ASD-Arbeit bleibt die eigentlich „gute“ Arbeit. Stadtteilarbeit zu leisten (z.B. Bürgerinitiativen zu fördern, offene Gruppen anzubieten usw.) wird abgewehrt, oder aber es wird alldem nur widerwillig nachgegeben. Anstatt gemeinsam nach Lösungen zu suchen, machen die Mitarbeiter wie gewohnt weiter und geben sich dabei gegenseitig Rückhalt. Sich ergebende fachliche Defizite einzelner Mitarbeiter werden toleriert. Innerlich bleibt jeder mit seiner Arbeit und seinen Überforderungsgefühlen allein. Anhand der Leistungsnachweise und Tätigkeitsberichte wird mit der Zeit offenkundig, dass das Konzept nicht umgesetzt wird. Der Außendruck durch Politik und Verwaltung auf das Team steigt. Es kommt zu Reibereien im Team, auf der persönlichen Ebene entladen sich Konflikte. Immer noch wird das Konzept weder von Mitarbeitern noch vom Geschäftsführer wirklich angefragt und durchgearbeitet. Alles soll so bleiben, wie es ist.

Das Programm des Zirkus wird durch externe Geldgeber erheblich beeinflusst. Weder der Artist noch der Zirkusdirektor hat Gestaltungsraum. Die Funktion des Direktors wird zur Kontrollfunktion. Die Artisten haben nun alle Nummern zu beherrschen, was sie zu passiver Resistenz veranlasst. Weiterhin jongliert jeder seine Bälle, die anderen Nummern entfallen. Ein wirklich gemeinsames Programm wird nicht erstellt, weil jeder bei dem bleibt, was er einmal einstudiert hat.

³ Damit ist über die Tauglichkeit dieses Konzeptes für diese Stadt noch nichts ausgesagt.

Fall 4: Pflegedienst

Ausgangssituation/Äußere Veränderungen

Die ambulanten Pflegedienste e.V. in J., eine sich selbst alternativ verstehende Einrichtung in freier Trägerschaft, sollen in eine GmbH umgewandelt werden. Dies hat auch eine Strukturveränderung zur Folge: nicht mehr drei Abteilungen (Alten- und Krankenpflege, psychosozialer Dienst, Verwaltung) mit drei Geschäftsführern, sondern einen Geschäftsführer für drei Abteilungen.

Durch die Neustrukturierung, die äußerlich zwar aufgestellt, innerlich aber nicht vollzogen ist, gerät die Alten- und Krankenpflegeabteilung unter Legitimationszwang. Wirtschaftlich steht sie nicht so gut da wie die psychosoziale Abteilung. Das Leitbild steht auf dem Prüfstand. Passt das ganzheitliche Verständnis von Pflege noch mit den äußeren Umständen und den neuen Rahmenbedingungen (Gesundheitsreform, Pflegeversicherung) zusammen? Soll das Angebot weiter diversifiziert werden (z.B. ein Hospiz eingerichtet oder Kinderkrankenpflege mit ins Angebot aufgenommen werden), um wirtschaftlich bestehen zu können? Die Organisation der Kranken- und Altenpflegeabteilung wird auf PC umgestellt, um Personal effektiver einsetzen zu können. Dienstpläne werden nicht mehr ausgehandelt, sondern elektronisch erstellt. Leider funktioniert das Programm noch nicht so, wie es gedacht ist.

Innere Reaktion

Diese verworrene und komplexe Situation wird in der Teamsupervision der Kranken- und Altenpflegeabteilung mit viel Leidensdruck thematisiert. Es wird angefragt, ob der Supervisor für den ganzen Verein eine „Zukunftswerkstatt“⁴ anbieten kann, um die vielen offenen Fragen zu klären und eine Perspektive zu erarbeiten.

Die MitarbeiterInnen sind aufgrund der vielfältigen Veränderungen, die teils von außen gesetzt, teils selbst gewünscht sind, extrem verunsichert. Das Leitbild dieses Vereins war in hohem Maße identitätsstiftend. Wer ist man, wenn dieses Leitbild angetastet wird? Allerdings stand im Jahr davor die Einrichtung finanziell kurzfristig auf der Kippe. Die Sorge um den Arbeitsplatz, die offenbar über viele Jahre kein Thema war, beeinflusst natürlich alle anderen Entscheidungen im Sinne von „es müsse sich ganz schnell ganz viel ändern und doch alles beim Alten bleiben“. Das führt zu Konfusion, Aktionismus, Konflikten.

Der Supervisor entkoppelt die Themen: Die Idee „Zukunftswerkstatt“ erscheint für die Bereiche Leitbild und Diversifizierung durchaus angemessen. Er empfiehlt zunächst eine Kollegin, die diese Methode ebenfalls beherrscht. Er vereinbart, dass er mit ihr die Ergebnisse kollegial besprechen wird. Die „Zukunftswerkstatt“ als alte basisdemokratische Methode der Meinungsbildung passt gut zu diesem Verein, gerade in der Umbruchsphase, in der es ja auch darum geht, Struktur zu schaffen. Diese Phase ist gekennzeichnet durch unterschwellige Verteilungskämpfe und die Sorge, dass jemand (z.B. der neue Geschäftsführer) zu viel Macht an sich reißen könnte. Viele Phantasien geistern durch die Szene, und es ist nicht immer einfach, sie „einzufangen“. Die Methode „Zukunftswerkstatt“ lockt die besten und schlimmsten Phantasien hervor, macht sie aber besprechbar und erdet sie wieder. Verbliebene Reste werden in der Supervision besprochen.⁵ Symbolisch inszeniert die „Zukunftswerkstatt“ ein letztes Mal die Basisdemokratie, von der es sich als Betriebsführungsform zu verabschieden gilt.

Der Abschied von alten Modellen wird auch an anderer Stelle sichtbar. In der Supervision wird deutlich, dass das neue PC-Programm bewusst/unbewusst boykottiert wird. Nach und nach stellt sich heraus, dass die elektronische Dienstplannerstellung nicht zum alternativen Grundverständnis der MitarbeiterInnen passt, ein Denken, das sich das Team selbst als irrational verbietet und über das auch nicht gesprochen werden kann. Das Leitungsteam weiß sehr genau, dass die bisher flexible Gestaltung der Dienstpläne, bei der die einzelnen MitarbeiterInnen auch selbstständig untereinander tauschen konnten, eine hohe Gratifikation um den (möglicherweise) Preis der geringeren Effizienz darstellte. Im alten System waren die MitarbeiterInnen wenig kontrollierbar. Folgerichtig traut sich das Leitungsteam nicht, diese Veränderung mit den MitarbeiterInnen zu besprechen bzw. ihnen elektronisch erstellte Dienstpläne vorzugeben. Lieber stellten sie sich selbst dumm.

Aufgrund dieser Erkenntnis (das PC-Programm als Symbol für den Verrat alter Ideale) kann dann in differenzierter Weise über Anspruch und Wirklichkeit in der Kranken- und Altenpflegeabteilung gesprochen werden. Mittelfristig hatte das zur Folge, dass eine Mitarbeiterin kündigte und in einen anderen Bereich wechselte, um ihre Berufsidentität besser verwirklichen zu können. Diese Kündigung konnte kollegial besprochen werden und hatte keine Verletzungen zur Folge, wohl aber eine neue Runde zum Thema Anspruch und Wirklichkeit bei den verbliebenen MitarbeiterInnen, die inzwischen den Umgang mit dem PC-Programm beherrschen. Insgesamt kann man sagen, dass der Umstrukturierungsprozess geglückt ist, wobei die meiste Arbeit vom Leitungsteam und den Vorstandsmitgliedern

⁴ Dem Team ist bekannt, dass der Supervisor die Arbeitsmethode „Zukunftswerkstatt“ beherrscht.

⁵ Diese Lösung war nur deshalb reibungslos möglich, weil ich mit dem Team schon länger zusammenarbeite und ein sehr gutes Vertrauensverhältnis bestand. Gleichwohl reagierten die Teammitglieder zunächst etwas „verärgert“ auf meine Entscheidung, die „Zukunftswerkstatt“ nicht selber durchzuführen.

selbst (teilweise in der Freizeit) geleistet wurde. Aber jetzt ist es „ihr“ Organisationskonzept, und deshalb muss es nicht boykottiert werden. An den Diversifizierungsideen wird nach wie vor gearbeitet, aber der Druck ist gewichen, d. h., die Arbeit daran ist unverkrampft und nicht mehr so verbissen. Neben der Entkopplung der verquickten Themen war eine Verlangsamung des allzu schnellen Prozesses erforderlich.

Dieser alternative Zirkus wurde lange Zeit weitgehend basisdemokratisch geführt. Die Artisten hatten schließlich selbst gemerkt, dass bei der Größe ihres Zirkuszeltens und der Vielfalt ihrer Nummern der Überblick verloren ging, wenn nicht jemand die ausdrückliche Aufgabe übernahm, ihn zu behalten. Bildlich gesprochen, hatte jeder Artist zu viele Bälle (Leitung, Konzept, Personalentscheidung und die eigentliche Berufsaufgabe) in der Luft. Also wird ein Zirkusdirektor gewählt.

Kommentierende Zusammenfassung

Im Fallballspiel der kirchlichen Erwachsenenbildungsstelle wird gezeigt, dass die Bearbeitung der Themen Trauer, Abschied, Konkurrenz und das Wiederauftauchen alter Konflikte klassische supervisorische Aufgaben sind. Ohne Reflexion wird es nicht möglich, tragfähige Modelle der Zusammenarbeit zu entwickeln. Das schönste und schlüssigste Organisationskonzept wird sich nicht umsetzen lassen (umgesetzt werden), wenn die Veränderung der Berufsidentität durch außen gesetzte Maßnahmen geleugnet oder nicht ausreichend durchgearbeitet wird. Ob dieses Konzept dann ebenfalls im Rahmen von Supervision oder in einem Workshop oder mit einer Fachkraft für Organisationsberatung entwickelt werden sollte, scheint uns als Fragestellung sekundär und auch nicht pauschal zu beantworten.

Von den Verantwortlichen des Bürgerfernsehens wird von unterschiedlichen Beratern eine „Zukunftswerkstatt“ beauftragt, Organisationsberatung nachgefragt und Unterstützung bei der Mitarbeiterqualifizierung gesucht. In den Köpfen der Auftraggeber kursieren „Zauberworte“ wie Moderation, Dienstleistungsqualität, Projektmanagement, Marketing, Kundenorientierung. Bei genauer Nachfrage bleibt die Zielrichtung aller Beratungs- und Qualifikationsbemühungen auf Seiten der Auftraggeber merkwürdig schleierhaft. Zwischen den Zeilen aber schwingt immer die Doppelbotschaft mit: Die offenen Kanäle, wie sie jetzt sind, taugen nichts mehr, sie müssen sich professionalisieren, auf eigene Beine stellen. Sie sollen aber nach wie vor das tun, was wir wollen. Konkrete Aussagen dazu gibt es seitens der politisch Verantwortlichen nicht.

Supervisoren, Organisationsberatern und Fortbildnern winken hier dicke „Aufträge“. Die Verführung ist groß, sich ohne es zu merken, zum Werkzeug der Anpassung zu machen. Mediendemokratie war bisher ein gesellschaftliches Gut, das es wert war, mit öffentlichen Mitteln gefördert zu werden. Bewusst vermieden

werden sollte bei den Bürgersendern die Abhängigkeit von privaten Auftraggebern, um eine freie Meinungsbildung zu ermöglichen. Nun zieht sich der Staat immer mehr aus seiner gesellschaftlichen Verantwortung zurück, auch weil ihm selbst taugliche Mittel fehlen, korrigierend auf die Folgen der Globalisierung einzuwirken. Immer mehr Leistungen werden ins Private verlagert. Dieser Prozess kann, wie das Beispiel zeigt, verschleiert werden. Möglicher Widerstand soll „wegmoderiert“ werden. Supervision ist von je her ein Ort der Aufklärung und erhebt den Anspruch, auf verdeckte Formen der Machtausübung hinzuweisen. Voraussetzung hierfür ist die eigene Wachsamkeit, dem meist unbewussten Anpassungsdruck großer Organisationen nicht zu erliegen. Für den Supervisor selbst stellt sich die Frage, ob er den Auftrag mit seinem eigenen politischen Anspruch vertreten kann. Eigene wirtschaftliche Unabhängigkeit von einem Auftraggeber erleichtert die Verhandlungsfähigkeit und im Entscheidungsfall das „Nein-Sagen“.

Bei der Stadt M. bekommt der Supervisor vom Geschäftsführer den Auftrag, ein Konzept umzusetzen, an das der Geschäftsführer selbst eigentlich nicht glaubt. Die Mitarbeiter hingegen fordern die Bearbeitung von Teamkonflikten. Sie haben wenig Lust, ihre bisherigen Arbeitsmodelle zu reflektieren und zu modifizieren. Der Supervisor selbst will nach seinem Selbstverständnis aufdeckend und Abhängigkeiten nachspürend arbeiten und die Konzeptentwicklung vorantreiben. Hierfür erhält er von den Mitarbeitern, die sich in einer nach außen und innen höchst unsicheren Situation befinden, keinen Auftrag. Um im „Geschäft“ zu bleiben, kann der Supervisor seinerseits versucht sein, einen Mittelweg zu gehen oder überhaupt nicht Supervision zu machen, sondern Konfliktmoderation oder Frustrationstraining. Dem Supervisor gelingt es schließlich, die Mitarbeiter und den Geschäftsführer für die Konzeptarbeit zu gewinnen, die in einigen Workshops durchgeführt wird.

Für den Supervisor der alternativen Pflegedienste ist der Druck „Sag du uns, wie es geht“ schwer auszuhalten. Zumal er durchaus Ideen zur Umstrukturierung hat. Außerdem muss er die Entscheidung treffen, ob er mit unterschiedlichen Teilsystemen und unterschiedlichen Methoden (Zukunftswerkstatt) in ein und derselben Einrichtung arbeiten will. Aufgrund der schon länger andauernden Supervision in einem Teilsystem der Organisation entscheidet sich der Supervisor dagegen. Erstens ist es schwierig, mit einer Gruppe zu arbeiten, von der der Supervisor einen Teil selber gut und den anderen nur vom Hören-Sagen kennt. Vermutungen und Phantasien der unbekanntenen Teilgruppe stören den Prozess und sind mit den Methoden der „Zukunftswerkstatt“ nicht zu bearbeiten. Auch ist nicht auszuschließen, dass Voreinstellungen des Supervisors unbewusst in den Prozess einfließen. Zweitens wiederholt der Rollenwechsel vom Supervisor zum Organisationsberater oder Moderator („Zukunftswerkstatt“) genau die Situation des Pflegedienstes, nämlich mit einer gewissen Hektik dieses oder jenes auszuprobieren und Berufsfi-

dentitäten beliebig zu wechseln (jeder macht alles). Damit wäre das Hauptanliegen des Supervisionsprozesses – die Verlangsamung und Entkoppelung von Strukturveränderung und Diversifizierung des Angebots – kontraindiziert.

In jedem der Fälle finden sich äußere Faktoren, die zur Veränderung zu drängen scheinen. Die Veränderung geschieht nicht mit Lust oder aus einer Aufbruchstimmung heraus, sondern überwiegend aufgrund rationaler Einsicht und mit durchaus berechtigter Angst. Wenig Bereitschaft gibt es, wirklich Abschied vom Alten zu nehmen, es nochmals zu würdigen und es dann auch loslassen zu können. Viel verleugnete und verdrängte Trauer und Wut verhindern den Blick für neue Perspektiven. Als Supervisor kann ich wählen, mich zum Instrument der Anpassung an außen gesetzte Konzepte zu machen oder zum besseren Verstehen der Realität zu verhelfen, was den Betroffenen zumindest die Möglichkeit gibt, für sich die bewusste Entscheidung darüber zu treffen, ob sie den neuen Weg gehen wollen oder nicht. Auch der Supervisor reagiert zwangsläufig auf veränderte Bedürfnisse der Nachfrager. Man erlebt eine gewisse Atemlosigkeit. Schnelle, kurze Prozesse mit vorher definierten „Leistungszielen“ sind gefragt – Konzepte und Rezepte, die sofort anwendbar sein sollen. Der Supervisor selbst läuft Gefahr, auf den Druck der Auftraggeber und des Marktes mit einer Ausweitung seines Angebots zu reagieren oder in Settings zu arbeiten, von denen er im Stillen weiß, dass sie der Ausgangslage nicht angemessen sind. Glücklicherweise sind wir in der Regel Zirkusdirektor und Artist in einer Person und sollten entscheiden können, welche Nummern wir zeigen und welche nicht.

„Mit fünf Bällen sind wir richtig gut!“

Anschriften der Verfasser: Ulrike Ewald, Werftstraße 71, 26382 Wilhelmshaven
Lutz Meier, Karl-Theodor-Straße 27, 40878 Ratingen

Martin Johnsson

Die Verleugnung der Realität. Oder: Das unbewußte Bündnis zwischen einer Patientin und einem Team.

Szenen einer Supervision mit dem interdisziplinären Team
einer Klinik für Palliative Tumorthherapie.

Zusammenfassung: In diesem Artikel setzt sich der Autor mit der Wechselwirkung zwischen der inneren und äußeren Realität auseinander. Wie können sich Supervisanden Verstehenszugänge zur Realität der Klienten öffnen? Ist die Konfrontation mit der Realität immer das geeignete Mittel zur Aufklärung? Ist Aufklärung immer sinnvoll? Mit der Einladung zum Blick in seine Werkstatt und der konkreten Reflexion eines Falles versucht der Autor Antworten auf diese Fragen zu geben und aufzuzeigen, wie Supervision einen Beitrag zur Aufklärung leisten kann.

Seit gut zwei Jahren fahre ich regelmäßig alle 3 Wochen zur Supervision in eine Klinik für Palliative Tumorthherapie. In dieser Klinik werden Patienten mit einer nicht mehr kurativ behandelbaren Erkrankung und einer geschätzten Lebenserwartung von unter 6 Monaten aufgenommen. Vorrangiges Ziel der Behandlung ist die Kontrolle der Symptome (Schmerzen, Übelkeit, Schwäche), die es bestenfalls ermöglicht, wieder in ambulante Betreuung entlassen zu werden. Viele Patienten sterben während ihres Aufenthaltes in der Klinik, oft ist es nicht ihr erster Aufenthalt dort.

Die Klinik für Palliative Tumorthherapie ist eine kleine Einheit (10 Betten) eines großen Unternehmens. Das Team besteht aus Chef- und Oberarzt, Stationsärztin, Pflegepersonal für den Tag- und Nachtdienst, einer Seelsorgerin und einer Sozialarbeiterin. Das Pflegepersonal rekrutiert sich aus anderen Unternehmensteilen, in denen Stellen abgebaut werden mussten. Nicht in jedem Fall war die Entscheidung zu wechseln freiwillig. Also lag keine gezielte Auswahl nach Kompetenzen, Vorkenntnissen und Motivation vor. Außerdem musste, aufgrund der angespannten wirtschaftlichen Lage des Unternehmens, diese Klinik ihren Betrieb ohne Vorlauf aufnehmen und der Refinanzierungsdruck war von Anfang an hoch. Keine Fortbildung im Vorfeld, keine Hospitationen in vergleichbaren Einrichtungen und natürlich keine systematische Einarbeitung. Erst mit der Realität konfrontiert, wusste das Pflegeteam, worauf es sich eingelassen hatte und einstellen musste. Die ungenügende Vorbereitung des Pflegepersonals auf diese besondere Auf-

gabe war eines der vorrangigen Probleme bei der Umsetzung des palliativen Konzeptes.

Bestandteil des Konzeptes ist die Begleitung des interdisziplinären Teams durch Supervision. Die zwei Schwerpunkte meines Auftrages sind:

1. Fallbesprechungen zur konzeptionellen Entwicklung der Arbeit, zur Entlastung und Psychohygiene sowie zur Weiterentwicklung der persönlichen Kompetenz.
2. Teamentwicklung durch Reflexion der Arbeitsabläufe und Organisation sowie die Stärkung der Zusammenarbeit der Berufsgruppen.

Das Team nimmt in wechselnder Zusammensetzung an der Supervision teil. Im Rahmen einer Fallbesprechung wurde die folgende Szene geschildert: Eine 40-jährige Patientin wird mit weit fortgeschrittenem Tumorleiden aufgenommen. Eine Aussicht auf Heilung besteht nicht mehr. Die geschätzte Lebenserwartung beläuft sich auf wenige Monate. Die Frau ist verheiratet und Mutter zweier Kinder, eines 10-jährigen Sohnes und einer 14-jährigen Tochter. Das Team geht davon aus, dass die Patientin und ihr Ehemann in der überweisenden Klinik über die Erkrankung vollständig aufgeklärt wurden. Die Patientin erhält regelmäßig Besuch von ihrem Mann, oft kommen die Kinder mit.

Der Zustand der Patientin verschlechtert sich zusehends, sie leidet unter starken Schmerzen und den Nebenwirkungen der schmerzlindernden Mittel (Übelkeit, Erschöpfung). Trotzdem bereitet sie sich auf einen Urlaubstag vor. Sie will sonntags nach Hause und den Tag mit ihrer Familie verbringen. Nach einer schlaflosen Nacht wird die Patientin von einer Schwester gefragt, ob sie sich den Urlaubstag tatsächlich zutraue oder nicht lieber ihre Familie in die Klinik kommen lassen wolle. Die Patientin entscheidet sich für den Urlaubstag und lässt sich von ihrem Mann abholen. Eine Stunde früher als vereinbart kehrt sie sehr erschöpft wieder zurück. Sie äußert sich enttäuscht darüber, dass sie in ihrem Zustand den Erwartungen der Kinder gar nicht entsprechen konnte. Die Tochter sei zu einer Verabredung gegangen und mit dem Sohn habe sie nicht spielen können, der habe sich dann mit sich selbst beschäftigt.

Vor dem Hintergrund dieser Erfahrung wolle sie erst dann wieder einen Besuch zu Hause machen, wenn es ihr wesentlich besser gehe und sie wieder zu Kräften gekommen sei. Sie äußert die Erwartung, bis Weihnachten wieder gesund zu sein und entlassen zu werden. Die Schwester ist betroffen und weiß nicht, was sie sagen soll. Konfrontiert mit der Realitätswahrnehmung der Patientin, befindet sie sich in einem Dilemma, weiß sie doch um die Aussichtslosigkeit dieser Hoffnung. Sie spürt die Erwartung der Patientin, in ihrer Aussicht bestätigt zu werden. Die Schwester ist sehr verunsichert, weiß nicht, wie sie sich verhalten soll und entzieht sich der Situation.

Die Supervisanden stellen die Frage, ob die Patientin mit der Realität konfrontiert werden muss und erwarten eine Antwort von mir. Ich gebe die Frage zurück

und fordere die Supervisanden auf, ihre Einschätzung zu äußern. Die Antworten sind recht unterschiedlich. Sie erscheinen den Supervisanden auf den ersten Blick wenig hilfreich zu sein, weil sich keine mehrheitliche Tendenz abzeichnet, der man sich anschließen könnte. Aber es ist gut zu spüren, dass die Supervisanden darum bemüht sind, zwischen sich und den Fall einen möglichst großen Abstand zu bringen. Sie wirken distanziert und unbeweglich. Was ist passiert?

Die beschriebene Szene konfrontiert die Supervisanden mit dem Phänomen, dass die Patientin die „äußere“ Realität leugnet und die Tatsache verdrängt, unheilbar erkrankt zu sein. Sie schafft sich ihre eigene, „innere“ Realität, in der sie wieder gesund wird und nach Hause zurückkehren kann. Die Patientin erwartet von den Supervisanden, ihre „innere“ Realität zu bestätigen und damit zur „äußeren“ zu machen. Hier bringt die Patientin die Supervisanden in einen vielschichtigen Konflikt. Kann der Patientin das Recht auf ihre eigene Realität zugestanden werden? Aber was ist mit den Angehörigen? Sind die tatsächlich aufgeklärt? Sollte die Patientin nicht die verbleibende Zeit nutzen, sich von den Kindern zu verabschieden? Und was erwartet die Patientin von den Supervisanden wirklich? Gefühle von Ärger und Mitleid sind spürbar. Das Gefühl der Hilflosigkeit angesichts unheilbarer Erkrankungen und ein Aufgabenspektrum fern des gelernten Berufsbildes verunsichern und belasten die Supervisanden. Die herkömmliche und gelernte Rolle als Arzt und PflegerIn ist eng verbunden mit der Erwartung der Patienten, geheilt zu werden.

Natürlich ist auch jedes „herkömmliche“ Krankenhaus immer ein Ort von Leid und Tod. Aber es entwickelten sich in der Geschichte dieser Institution Rituale und Rollen, die es den Beteiligten ermöglichen, sich von Leid und Tod zu distanzieren, mit dieser Spannung umzugehen und damit verbundene Gefühle verdrängen oder abwehren zu können. In der Palliativmedizin hingegen ist die Auseinandersetzung mit dem Tod und die Begleitung der Patienten auf dem Weg dorthin ein zentraler und bewusster Bestandteil der Arbeit. Die traditionellen Rollen und Rituale verlieren in diesem Zusammenhang ihre Bedeutung und Wirkung. Es entsteht eine Rollenunsicherheit und in dieser Klinik gibt es dafür noch keine institutionalisierten Angebote. Die Supervisanden müssen ihre individuellen Lösungen finden. In der Regel versuchen die Supervisanden, sich auf ihre Basisqualifikation zurückzuziehen und sich durch die Konzentration auf die Behandlung bzw. Pflege zu distanzieren. Das gelingt häufig ganz gut, weil es mit dem unbewussten Bedürfnis der Patienten zusammengeht, nicht an das eigene Sterben erinnert zu werden. So ist es beispielsweise nicht weiter verwunderlich, dass die medizinische Symptomkontrolle sehr in den Vordergrund gestellt wird. (Damit will ich ihre unbestrittene Bedeutung für das relative Wohlbefinden und damit für die Lebensqualität der Patienten natürlich nicht in Abrede stellen.)

In der beschriebenen Szene aber funktioniert der Abwehrmechanismus der Supervisanden nur noch sehr bedingt. Damit die Supervisanden eine Handlungsalter-

native entwickeln und eine Antwort auf die oben gestellte Frage finden können, müssen sie die Situation verstehen. Die Supervisanden wagen sich in ein weitgehend unbekanntes und damit unsicheres Gebiet vor. In einem ersten Schritt geht es um die Suche nach Verstehenszugängen.

Die Patientin kann den Gedanken an die Unheilbarkeit ihrer Erkrankung nicht ertragen. Sie muss das Gefühl der Hoffnungslosigkeit und Trauer, das schlechte Gewissen, ihre Familie im Stich zu lassen, verdrängen. Sie will nicht nur nicht an das eigene Sterben erinnert, sondern geheilt werden. In ihrer Not verleugnet sie die „äußere“ Realität und konstruiert sich eine eigene. Durch Einfühlung können die Supervisanden das gut nachvollziehen und verstehen.

Im nächsten Schritt geht es um die Suche nach einer Antwort auf die Ausgangsfrage, ob die Patientin mit der Realität konfrontiert werden muss. Mit dem Bedürfnis, sich eine eigene Realität zu konstruieren, trifft die Patientin auf die Supervisanden, die ihrerseits in einer Notlage stecken. Sie suchen nach Wegen und Mitteln, das unerträgliche Gefühl der Hilflosigkeit und das schlechte Gewissen, nicht helfen zu können, abzuwehren oder zu verdrängen. Es kommt zur unbewussten Kollusion des Bedürfnisses der Patientin, die Realität zu verleugnen, mit dem der Supervisanden, Situationen zu vermeiden oder zu übersehen, die an eben diese Realität erinnern. Mit anderen Worten: Die Verführung ist groß, mit der Patientin situativ ein unbewusstes Bündnis zur Wahrheitsvermeidung zu schließen. Damit aber ist niemandem geholfen.

Mit dieser Sichtweise konfrontiert, wick der anfängliche, unbestimmte Ärger auf die Situation einem Gefühl der Hilf- und Ratlosigkeit. Die Frage war nun: „Was nutzt diese Erkenntnis bei der Suche nach einer Antwort auf die Ausgangsfrage?“ An dieser Stelle bemerkte eine Supervisandin, es sei ihr wichtig, den Patienten gegenüber wahrhaftig zu bleiben. Abgespeckt um die moralische Dimension, immer die Wahrheit sagen zu müssen, definierte das Team „Wahrhaftigkeit“ so: „Den Patienten offen und ehrlich zu begegnen und authentisch zu handeln.“

Für die konkrete Szene und die Supervisanden bedeutete das, sich mit der eigenen Ambivalenz bezüglich der „inneren“ Realität der Patientin auseinander zu setzen. Das setzt voraus, der eigenen Intuition zu vertrauen, die eigenen Gefühle zur Diagnose der Situation zu nutzen und der Verführung zu widerstehen, unangenehme Gefühle zu verdrängen. (Wie dies im ersten Schritt, der Suche nach Verstehenszugängen, gut gelungen ist.) Gelingt es, sich einzufühlen und die Situation zu verstehen, wird eine „wahrhafte“ Begegnung mit der Patientin möglich und die Verleugnung der „äußeren“ Realität durch die Patientin muss von den Supervisanden nicht mehr peinlich erduldet werden. Einfühlsame, aber klare Fragen ermöglichen der Patientin die Auseinandersetzung mit ihrer Realität. Einfühlsame, aber klare Aussagen werden möglich, wo es sinnvoll erscheint.

Hier kamen wir in dieser Sitzung nicht weiter, weil eine Supervisandin vom Aufnahmegespräch mit dieser Patientin berichtete, in dem diese den dramatischen

Krankheitsverlauf und ihre Lebensumstände geschildert hatte.

Ich kam aber in der folgenden Sitzung auf diesen Punkt zurück, um die doch eher theoretische Erkenntnis in praktikable Schritte umzusetzen. Ich erinnerte das Team an das Ergebnis der Sitzung über Beschwerden schwieriger Patienten und Angehöriger. In einem konkreten Fall vermuteten die Supervisanden, dass hinter der aggressiven und unangemessenen Beschwerde eines Angehörigen noch etwas anderes stecken müsse. Es ergaben sich zwei konkrete Fragen, die wir bearbeiteten. Wie verstehe ich die Botschaft der Beschwerde? Wie kann ich das Gespräch steuern, ohne mich zu rechtfertigen oder in eine konflikthafte Konfrontation zu geraten?

Die Antworten fasste ich in Form eines kleinen Leitfadens zusammen, den ich den Supervisanden zu Beginn der Folgesitzung aushändigte. Den im Folgenden zitierten Absatz habe ich für den hier beschriebenen Fall kursiv ergänzt:

„Die Botschaft (z.B. die Beschwerde) hat in der Regel zwei Ebenen.

1. **Die sachlich-fachliche Ebene** mit der Frage: Gibt es tatsächliche Versäumnisse oder Alternativen in der Versorgung / Behandlung? (...) Hier ist die Frage, ob die Patientin tatsächlich, wie angenommen, über ihren Zustand aufgeklärt wurde? Sind die Supervisanden unsicher, sollten sie das recherchieren, um sich Sicherheit für die folgenden Begegnungen mit der Patientin zu verschaffen.
2. **Die emotionale Ebene**, auf der der Patient oder Angehörige seine Gefühle (Wut, Enttäuschung, Hoffnung, Trauer, schlechtes Gewissen oder Hilflosigkeit) agiert. Versuchen Sie, durch Einfühlung zu verstehen, worum es dem Patienten gehen könnte und steuern Sie das Gespräch durch die Fragen, die sich Ihnen stellen. Zum Beispiel vermittelt Ihnen Ihr Gegenüber das Gefühl der Wut und Enttäuschung. Trauen Sie Ihrer Intuition und fragen Sie einfühlsam, aber bestimmt: ‚Ich habe das Gefühl, Sie sind wütend. Wollen Sie mir sagen, worüber?‘ Oder: ‚Ich habe den Eindruck, Sie sind sehr enttäuscht?‘. Die Frage bringt Ihr Gegenüber sehr wahrscheinlich dazu, inne zu halten, über die Frage nachzudenken und eine Antwort zu geben. Verstehen Sie Ihr Gegenüber, bieten Sie Verständnis, Einfühlung oder Unterstützung an, je nach Anliegen. Ist Ihnen das eigentliche Anliegen aber noch unklar, fragen Sie weiter.“

Im beschriebenen Fall können die Supervisanden versuchen, ähnlich vorzugehen. Sich durch Einfühlung und Fragen schrittweise vorwagen anstelle auszuweichen. Die Eindrücke und „Ergebnisse“ der Gespräche können mit Kollegen reflektiert und ausgewertet werden, um weitere Schritte planen zu können. Dieses Vorgehen kann hilfreich für die Patientin sein, weil es einen Weg weist, dem sie sich anschließen kann, aber nicht muss. Dieses Vorgehen ist entlastend für die Supervisanden, weil sie nicht für die Patientin entscheiden müssen, sondern die Verantwortung ihr überlassen können.

Aber zurück zur Schilderung des Aufnahmegesprächs, weil sie eine weitere, entscheidende Frage aufwarf. Ohne vorherige Anzeichen einer ernsthaften Erkran-

kung sei die Patientin plötzlich umgefallen. Im Krankenhaus wurde die weit fortgeschrittene Tumorerkrankung diagnostiziert. Im weiteren Verlauf des Gespräches berichtet die Patientin von ihrer familiären Situation und wie sehr sie noch gebraucht werde. Ein Vorbild für sie sei ihre Schwiegermutter. Die sei bis zu ihrem Tode mit 85 Jahren aktiv, fleißig und tapfer gewesen.

Die Supervisorin, eine sehr robust und belastbar wirkende Frau, erzählt, wieviel Mühe es sie gekostet habe, die Tränen zurückzuhalten. Berge nicht das Zulassen der eigenen Gefühle, wie von mir vorgeschlagen, die Gefahr in sich, die notwendige Distanz zu verlieren und aus der professionellen Rolle zu fallen? Hier eröffnet sie den anderen Teammitgliedern die Möglichkeit, von Situationen zu berichten, in denen es ihnen ähnlich gegangen ist.

So nachvollziehbar den Supervisorinnen bis dahin das Beratungsergebnis erschien („Gefühle zur Diagnose der Situation nutzen.“), ließen sie die eigenen Erfahrungen mit intensiven Gefühlen in der Begegnung mit Patienten doch wieder daran zweifeln. Ist es richtig, die eigenen Gefühle zu zeigen? Die rollentypischen und in der beruflichen Sozialisation erlernten Verhaltensmechanismen, durch eine distanzierte und vermeintlich professionelle Rollengestaltung die Situation und die Emotionen zu kontrollieren, versprachen, den befürchteten Kontrollverlust zu verhindern. Es war weniger die Frage nach der eigenen Angst vor Kontrollverlust, die formuliert wurde. Vielmehr bezog sich die Sorge der Supervisorinnen auf die Erwartungen der Patienten und Angehörigen an sie und ihre Rolle. Erwarten die Patienten nicht zu Recht Sicherheit, Stärke und Hoffnung von Ärzten und Pflegern? Brauchen und wollen nicht gerade die Patienten die Distanzierung vom Gefühl, damit es kontrollierbar bleibt? Was, wenn sie die „innere Realität“, also die mögliche Unsicherheit, Traurigkeit oder Angst des Arztes / Pflegers spüren?

In Verbindung mit der Erkenntnis aus dem ersten Sitzungsteil kann man sicher behaupten, dass der Arzt / Pfleger nicht seine Rolle verlässt, wenn er eigene Gefühle zulässt. Und authentisch bleiben und handeln heißt auch nicht, unkontrolliert den eigenen Gefühlen freien Lauf zu lassen, sondern sie zu nutzen, um Situationen zu verstehen und angemessen zu handeln (Diagnose – Indikation – Intervention). Dadurch bietet der Arzt / Pfleger seinem Patienten die Möglichkeit, sich mit der Realität auseinander zu setzen. Wenn es zudem noch gelingt, diesen Vorgang als einen fortlaufenden Prozess zu begreifen und zu gestalten, dessen Ende offen ist und nicht in jedem Fall gleich verläuft, ist dem Patienten schon viel geholfen. Es gehört viel Mut dazu, braucht Anerkennung und die entsprechende Unterstützung der Institution. Beispielsweise durch ein fortlaufendes Training der emotionalen und kommunikativen Kompetenzen und die ständige und rollenkritische Reflexion des eigenen Handelns. Allerdings ist die Institution derzeit nicht willens und in der Lage, ausreichend Mittel dafür zur Verfügung zu stellen. Nur dem engagierten Einsatz des Chefarztes ist es zu verdanken, dass die Mittel für Supervision weiterhin bewilligt wurden.

In vielen anderen Supervisionssitzungen mit diesem Team wurden immer wieder Tabus berührt und immer wieder führte das auf unterschiedlichste Weise zur Verunsicherung bei den Supervisorinnen und mir als Supervisor. War es der Umgang mit schwierigen Angehörigen oder aggressiven Patienten, die Frage, ob eine Patientin vor ihrem Tod gefragt werden muss, wenn Angehörige sie nach ihrem Tod fotografieren wollen, oder ob es um die junge Mutter ging, die ihrem Kind nicht sagen konnte, dass sie sterben muss. Wurden innere Konflikte in äußeren Konflikten sichtbar, konnte das Tabu aufgeklärt werden.

Als Träger gesellschaftlicher wie eigener Wertvorstellungen ist es auch für mich als Supervisor schwierig, in einem selbstreflexiven Prozess die eigenen Tabus zu entlarven, um in den Sitzungen eine bewusst aufklärende und nicht eine unbewusst tabuisierende Haltung einzunehmen. Entscheidender, weil sehr hilfreich, ist die Erkenntnis, dass sich in der Beziehung zwischen Supervisor und Supervisorin oft das spiegelt, was sich in der Beziehung zwischen Supervisorin und Patient vollzieht. Dann gilt für die Supervision, was ich für die Auseinandersetzung zwischen Supervisorin und Patient festgestellt habe: Die Fallsupervision als einen fortlaufenden Prozess zu begreifen, dessen Ende offen ist und nicht in jedem Fall gleich verläuft.

Anschrift des Verfassers: Martin Johnsson, Schumannstr. 6, 33604 Bielefeld.

Rainer Bosselmann

Bei-Spiele der Supervision

Eine szenisch bewegliche Form des Beratens

Zusammenfassung: Auf den folgenden Seiten soll von einigen praktischen Beispielen ausgehend skizziert werden, welche inneren Grundsätze und nach außen gerichteten Vorgehensweisen sich im Laufe von 25 Jahren zu einer aktiven Beratungs- und Supervisionspraxis herausgebildet haben und wie diese begründet werden können.

1. Ein erfahrener Gruppenleiter sprach mit unterschwelligem Ekel in der Gruppe einer Ausbildungssupervision davon, dass eine Teilnehmerin aus seiner Gruppe sich so unklar verhalte und immer nur winde, ohne Stellung zu beziehen. „Sie windet sich wie ein Aal!“, brach es spontan aus dem Supervisanden hervor. Ich griff sofort und intuitiv zu, wie der Fischer auf einen zappelnden Aal, und ohne viel Nachdenken sagte ich zu ihm: „Sei der Aal!“ Dieser Kollege in Supervision, auch schon im gesetzteren Alter, sah mich ziemlich verdutzt an. Es bedurfte aber nur einer kurzen Überredung, schon zappelte der würdige Herr in meinem dicht möblierten Zimmer unter den Stühlen am Boden herum, er war leibhaftig zum Aal geworden! Mit etwas Unterstützung vom Supervisor als Doppelgänger (auch am Boden) kam das subjektive Erleben seiner „ProblemtTeilnehmerin“ in Gestalt des Aals zum Vorschein und ihr Spaß an der Widerständigkeit gegen einen dominanten Leiter wurde deutlich.

Als innere Vorgänge aus dieser Begebenheit sind mir besonders in Erinnerung, dass ich keine Lust mehr auf das Anhören längerer Leidensgeschichten oder Symptomschilderungen hatte und dass die spontane, heftige, anschauliche Schilderung des Supervisanden direkt meine Reaktions- und Handlungsbereitschaft stimulierte. Diese innere Verfassung begünstigte es, dass ein Supervisand blitzschnell durch Verwandlung seiner Rolle die Position der Ohnmacht und des Angewidertseins aktiv verlassen konnte und im eigenen körperlichen Erleben den ganzen Spaß und die Kraft des Widerstands erfuhr, sogar aus der Sicht einer irritierenden Klientin von außen Kritik an sich selbst üben konnte („er ist so dominant und bevormundend“). In die eigene Rolle zurückgekehrt, ist es dem Supervisanden kaum mehr möglich, hinter den aktuellen Kenntnisstand zurückzufallen und nur die negative Seite der Gegenübertragung zu „konservieren“.

2. In einer helfenden Einrichtung, deren größeres und berufsgruppengemischtes Team mit mir ein paar Probesupervisionen vereinbart hatte, wurden schon beim zweiten Treffen die Schrecken und Ärgernisse der institutionellen Vergangenheit spürbar. Aktuelle Probleme ließen sich weder verstehen noch bewältigen, ohne sich an die sprichwörtliche Leiche im Keller heranzuwagen, in nördlichen Regionen spricht man auch vom „toten Elch“, der irgendwann anfängt zu stinken. Es kamen Begriffe wie „alter Mist“, „Morast“ oder „Sumpf“ ins Gespräch, mit einem ganz ominösen Unterton. Obwohl mir dieser Spuk als Gegenstand meiner Eröffnungsvorstellung etwas heftig schien, nahm ich die Herausforderung an und schlug vor, sich auf eine gemeinsame Imagination des Sumpfes einzulassen. Das fand kein rechtes Gehör, dafür aber die weitergehende zweite Anregung: Die älteren, erfahrenen Teammitglieder wurden freundlich dazu ermuntert, im Interesse der Einweihung des ahnungslosen Nachwuchses den alten „Mist“ noch einmal an sich heranzulassen, vielleicht sogar den Mut zu entwickeln, sich in die Rolle dieses Morastes hineinzubegeben und ihm Stimme zu verleihen. Es war dann für mich selbst doch überraschend, dass ein Team sich schon in der Probephase darauf einließ, sehr brisante, kränkende und ärgerliche Elemente der Vergangenheit so deutlich offenbar werden zu lassen und im Rollentausch sprechen zu lassen. So entwickelte sich im Beratungszentrum eine kleine Szene, die böse Geister der Vergangenheit heraufbeschwor und mich in der Atmosphäre an die raunenden Hexen zu Beginn von Shakespeares „Macbeth“ erinnerte.

Auch in diesem zweiten Beispiel waren es die Metaphern und inneren Bilder, die für mich als Zuhörer bald eine steuernde Funktion übernahmen und mir den Mut gaben, Vorschläge zu machen, Anregungen zu geben, zum Mit-Regisseur einer aufklärenden Szene zu werden. Die früher gefürchtete Reaktion, dass Klienten oder Supervisanden einen Vorschlag als unangemessen zurückweisen könnten, war hier von gegenteiliger Qualität: wie in der Kinder-Spieltherapiegruppe erste Strukturierungsideen des Therapeuten von den Kindern gerne verworfen werden und Grundlage einer Solidarisierung werden können, war der Vorschlag einer gemeinsamen Imagination des „Morastes“ zu irritierend für das Team, ebnete aber quasi als Warming-up den Weg für die spontane Szene zur belastenden Vorgeschichte. Verblüffend war, wie leicht und mutig sich dieses Team nach freundlicher Einladung darauf einlassen konnte, die heikelsten Themen der Vorgeschichte wie in einem Traumbild anzurühren und lebendig in Erscheinung treten zu lassen. Eine Nähe zu Trancephänomenen ist bei solchen Abläufen unverkennbar. Dies beleuchtet die besondere Verantwortung, die ein Supervisor übernimmt, besonders wenn er szenische Arrangements liebt und deren Entstehen anregt. Es versteht sich fast von selbst, dass ein Antasten tabuisierter Inhalte, ein Benennen immer noch belastender früherer Überforderung und Verwirrung im aktuellen, neuen Team viel Interesse, mutige Nachfragen, offene Kommunikation nach sich zog.

3. Eine Gruppe von Schulleitern hatte sich schon vor Jahren Supervision gesucht. Nach wenigen personellen Wechseln war die Gruppe nun schon ein weiteres Jahr konstant, man traf sich einmal monatlich, eine ausgiebige Eingangsrunde mit vielen belastenden Alltagserfahrungen war schon Tradition geworden. Die Tendenz, die Eingangsrunde so auszuweiten, dass am Ende keine Zeit mehr für gründliche Bearbeitung mehrerer Themen blieb, fing an, mich zu irritieren. Das Ansprechen dieser Tendenz hatte keine Änderung zur Folge, im Gegenteil. Bei einem Treffen schließlich ging es so weit, dass nach zwei Stunden eine verwirrende Fülle von berichteten Belastungszuständen und Bewältigungsversuchen den Raum füllte, der Supervisor sich aber immer hoffnungsloser, bedrückter, gelähmter fühlte. Mein Vorschlag, dass jeder der anwesenden Schulleiter nur für fünf Minuten in die Rolle eines seiner Hauptkontrahenten gehen sollte und dessen Verhalten übernehmen könnte, führte zu einer turbulenten Szene: Sieben hochgradig verantwortungsvolle, weitgehend erschöpfte und belastete, unterschiedlich reichlich verärgerte Schulleiter dokumentierten mit Genuss selbst, woran sie in ihrem Alltag litten und weiter zu leiden haben. Kleine Interviews im Herumgehen durch den Supervisor vertieften das jeweilige Erleben und Auskosten der ungewohnten, meist mit Unverständnis oder wachsender Verachtung quittierten Gegenseite des beruflichen Dramas. Ein farbenreiches Panorama von minder Belastbaren, Verzweifelten und Ausbrennenden, Ängstlichen, aparten Persönlichkeiten und pragmatisch Taktierenden breitete sich mitten im Arbeitszimmer einer Schulleiterin aus, lange nach dem offiziellen Dienstschluss.

Was war hier geschehen? Der Spannungsbogen war durch eine sprachgewandte und außergewöhnlich tüchtige Gruppe von verantwortungsvollen Menschen in der überdehnten Eingangsrunde bis zum Zerreißen gespannt worden, entsprechend heftig war das Empfinden von Druck und Belastung und Verantwortung im Supervisor angewachsen. Die innere und äußere Gegenbewegung, der „Befreiungsschlag“, für Supervisanden und Supervisor zugleich, wurde erneut möglich, indem das Mittel des Rollentauschs mit dem wichtigen Anderen es jedem Teilnehmer der Gruppe ermöglichte, das eigene Verhalten schlagartig aus dem Blickwinkel eines anderen zu sehen und die Vorteile einer weniger „tüchtigen“ Position auszukosten. Vorbereitet wurde diese starke Handlungsbereitschaft im dritten Beispiel dadurch, dass zunächst die Tüchtigkeit und das eifrige Bemühen der Schulleiter gewürdigt wurde und dann die Verlegenheit, in der sich dieses Kollektiv befand, in das sprachliche Bild der „Artisten, ratlos in der Zirkuskuppel“ gefasst wurde. Eine zweite metaphorische „Attacke“, bestand darin, die Versammlung nach einigen Schilderungen ihrer kunstvollen Bewältigungsversuche von chaotischen Zuständen und objektiven Mangelsituationen zu vergleichen mit einem „Treffen von Varietékünstlern“, die erstaunliche Zauberkunststücke beherrschen, sich oft ungewöhnlich verbiegen können, selbst auf dem dünnen Drahtseil noch die Balance halten und gleichzeitig mit verschiedenen Dingen souverän jonglieren können, meist mit lächelndem Gesicht.

Ein selbstkritisches allgemeines Gelächter war die auflockernde Folge dieses Bildes, das aus meiner Sicht die Anerkennung der Leistungen wie auch die verständlichen Begrenzungen dieser Art von Pflichterfüllung beleuchten sollte.

Hier zeigt sich, dass die Einladung zum Rollentausch, das Herzstück eines psychodramatischen Ansatzes der Problemerkorschung, anscheinend dann gut angenommen werden kann, wenn das Klientensystem zuvor über pointierte sprachliche Bilder in einen vorbereitenden Zustand imaginativ gestützter Handlungsbereitschaft geleitet wurde. Der Kenner findet hier die Einflüsse von Hanscarl Leuner und Milton H. Erickson repräsentiert.

4. Den Abschluss dieses kurzen Bilderbogens soll eine Begebenheit bilden, die sich im Rahmen der fortlaufenden Teamsupervision einer klinischen Abteilung für Suchtkrankheiten ereignete. Die Verzweiflung, Beschädigung und die Neigung so vieler Drogenabhängiger, sich selbst abzuwerten, rüttelte immer wieder an den Säulen eines kundigen, wertschätzenden und offen um Austausch miteinander bemühten Teams; Spaltungsversuche und die Einladung zu separaten Bündnissen waren an der Tagesordnung. Es kam mir manchmal heldenhaft und sehr hochherzig vor, wie über lange Zeit die Mitmenschlichkeit und das Fachwissen, persönliche Einsatzbereitschaft und Beziehungsfähigkeit geduldig einer so skeptischen Klientel angeboten und zahlreiche Enttäuschungen im Team reflektiert und verarbeitet werden konnten. Irgendwann brach die Klage hervor, noch zaghaft und mit der Befürchtung, sich in Selbstmitleid zu ergehen. Mein Einfall und Vorschlag in der Supervision war: „Bauen Sie sich doch eine Klagemauer!“ Erstaunen und ungläubiger Gesichtsausdruck in den Gesichtern. Bis zur nächsten Supervision hatten tatsächlich einige Mitarbeiterinnen des Teams aus Kartons durch Bemalen viele große Bausteine hergestellt; der Leser/die Leserin wird schon ahnen, was geschah: Nach zögerlichem Beginn bauten die Teammitglieder in der Supervisionsstunde eine beeindruckend große Mauer auf. Bei dieser Arbeit führten sie auf meine Anregung und ausdrückliche Erlaubnis hin lautstark Klage über alles das, was auf ihnen lastete, was oft so vergeblich erschien, Gefühle des Ärgers oder der Trauer, Erschöpfung oder Zweifel nach sich zog.

Die Freude während des Tuns war unübersehbar, der Entlastungseffekt hielt eine ganze Weile vor, die hohen Ziele der Abteilung und zuvor eher individualisierten Erlebnisse des Versagens wurden längerfristig dem offenen und realistischen Besprechen im Kollegenkreis zugänglich.

Das waren vier Beispiele aus meiner supervisorischen Arbeit, berichtet in der Hoffnung, dass noch viele Kolleginnen und Kollegen mehr Zutrauen entwickeln werden, ihre Kenntnisse und Erfahrungen mit konkretisierenden Methoden wie Gestalt oder Psychodrama in das supervisorische Gespräch spielerisch einzuflechten.

Barbara Wiese

Innere und „äußere Realität“

Zum Umgang mit einem Problem in Lehrsupervision und Supervisionsausbildung

Zusammenfassung: Die Autorin setzt sich im ersten Teil des Beitrags auf der Basis psychoanalytischer Grundlagen mit dem Stellenwert der äußeren Realität „Supervisionsausbildung“ im lehrsupervisorischen Prozess auseinander sowie den komplexen Vorgängen im Umgang mit der inneren Realität der LehrsupervisorInnen. Im zweiten Teil beschäftigt sie sich in Ausschnitten mit zeitdiagnostischen Überlegungen, die mit dem derzeitigen gesellschaftlichen Wandel im Zusammenhang stehen. Aus Sicht der Autorin wird es zunehmend schwieriger, die AusbildungsteilnehmerInnen auf die sich immer rascher ändernden „Realitäten“ vorzubereiten.

Mithilfe der Begriffe der „inneren und äußeren Realität“ einmal mehr die Komplexität der Situation Lehrsupervision zu beleuchten heißt, sie von den Grundlagen her zu entfalten.

„Res“ als Wortstamm von „real“ bedeutet einerseits „die Sache“ und andererseits „das Wesen“.

Philosophisch, erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch gesehen, erweist sich die Fragestellung als anspruchsvoll und kompliziert. Ich beziehe mich im ersten Teil zunächst auf einige psychoanalytische Sichtweisen und Konzepte und versuche, deren praktische Relevanz für die Lehrsupervision aufzuzeigen. Daran schließen sich im zweiten Teil Überlegungen zu zeitdiagnostischen Fragen an in dem Sinne: wie sind Phänomene, die den derzeitigen raschen gesellschaftlichen Wandel repräsentieren, einzuordnen und für die Supervisionsausbildung zu bewerten?

Teil 1: Psychoanalytische Überlegungen

Die Frage nach der Erkenntnis der Welt hat die Menschen seit jeher beschäftigt. Bereits in Platons berühmtem „Höhlengleichnis“ geht es darum, was das „Wirkliche“ sei, die Phänomene in der Natur oder ihre Schattenbilder, die „ewigen Formen“, die „Idee“. Das Gleichnis könnte man auch lesen als eine Beschäftigung mit dem „Innen“ und „Außen“, d.h. mit der Frage, ob es eine Realität unabhängig von

uns gibt und wie wir sie erkennen. Wir stoßen in diesem Zusammenhang auf viele dualistische Vorstellungen, nicht nur die des „in mir“ und „außerhalb meiner selbst“. „Subjektiv und objektiv“, „Phantasie und Realität“ oder „Körper und Seele“ sind solche Gegensätze, die erkenntnistheoretische Fragen aufwerfen, weil sie als entweder/oder konzeptualisiert sind und nicht im sowohl-als-auch.

Die amerikanische Psychoanalytikerin M. Michel Oliner bezeichnet die äußere Realität als „die schwer faßbare Dimension der Psychoanalyse“ und schreibt: „Der wesentlichste Unterschied zwischen Freuds Zeiten und unseren liegt in dem universalen Zweifel an unserer Fähigkeit, eine Realität jenseits der Subjektivität zu erfassen.“ (Oliner 1996, S. 16). Für Freud hatte so etwas wie die „objektive“ Realität bestanden. Uns erscheint bereits die einfach klingende Zuordnung des „Außen“ als das, was außerhalb von mir selbst ist und des „Innen“ als das, was sich in mir befindet, als nicht gelungen. Das, was ich empfinde, erinnere, denke, ist ja bereits Gewordenes, ist nur im Zusammenhang mit dem, wie ich meine Erfahrungen mit dem Außen verarbeitet habe, zu verstehen. Diesen Vorgang nennen wir Verinnerlichung. Damit ist aber bereits eine Bearbeitung gemeint und nicht eine bloße Abbildung. Die Außenwelt existiert außerhalb der Person, die sich ihr jedoch nicht ohne Vorstellung und Vorannahme nähert. Somit ist unsere Weltsicht und unsere Innensicht miteinander verbunden. Die soziale Welt durchdringen, reflektieren und verstehen wir, indem wir uns auf Konstrukte über die Wirklichkeit einigen. (Mit diesen Überlegungen möchte ich mich jedoch nicht auf die Position eines stringenten Konstruktivismus verpflichten.)

Wenn ich jetzt auf diejenigen Aspekte der psychoanalytischen Grundlagen der menschlichen Entwicklung komme, die mir für das Thema relevant erscheinen, so möchte ich gleichzeitig ein wenig werben für das Vergnügen an der Originallektüre Freudscher Texte.

In seiner Arbeit „Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens“ entwickelt Freud anhand seiner Vorstellungen über die Entstehung des Lust-Unlust-Prinzips und des Realitätsprinzips, dass Reifung nur durch Enttäuschungen an den Objekten entstehen kann. Der Säugling entwickelt als Adaptationsleistung an die Realität Bewusstsein, Aufmerksamkeit und Vorformen des Gedächtnisses. Später wird aus der motorischen Abfuhr Handeln und daraus entwickelt sich das Denken als Probehandeln. Was als unüberbrückbarer Gegensatz zwischen dem Lustaspekt und der versagenden Realität erscheint – Freud schreibt oft von der „Herrschaft“ des Lustprinzips in der infantilen Sexualität – ist jedoch vom Entwicklungsaspekt her nicht zu trennen (vgl. Freud 1911). Er fasst zusammen: „Wie das Lust-Ich (d.h. das Ich zur Zeit des Lustprinzips beim Säugling, B.W.) nichts anderes kann als wünschen, nach Lustgewinn arbeiten und der Unlust ausweichen, so braucht das Real-Ich nichts anderes zu tun als nach Nutzen zu streben und sich gegen Schaden zu sichern. In Wirklichkeit bedeutet die Ersetzung des Lustprinzips durch das Realitätsprinzip keine Absetzung des Lustprinzips, son-

dem nur eine Sicherung desselben. Eine momentane, in ihren Folgen unsichere Lust wird aufgegeben, aber nur darum, um auf dem neuen Wege eine später kommende, gesicherte zu gewinnen.“ (Freud 1911, S. 235)

Nach dieser Auffassung ist im Idealfall im menschlichen Umgang mit der Realität das Lustprinzip enthalten und nicht aufgehoben, d.h. die zunächst postulierte Unvereinbarkeit kann überwunden werden. Wir haben jedoch bis zu dieser „reifen“ Leistung eine lange Strecke Weg hinter uns zu bringen, bis einigermaßen klare Abgrenzungen zwischen Subjekt und Objekt einerseits und innerer und äußerer Realität andererseits entstanden und gesichert sind. Auf diesem Weg begegnen uns verschiedene Herausforderungen, Klippen und Hindernisse. Eine gewichtige Rolle kommt dabei den Phantasien zu, insbesondere den unbewußten, wie Freud betont. So können die Sexualtriebe auf jeder Entwicklungsstufe wieder unter die Herrschaft des Lustprinzips geraten und die sogenannte „Neurosenwahl“ bestimmen. Und so ganz voneinander geschieden sind beide Prinzipien dann doch nicht, wenn wir nur an das immer währende Hin und Her zwischen Wunsch und Realität denken oder an das Oszillieren zwischen Primär- und Sekundärprozess (vgl. Papadakis 1995 S. 240).

In dem vier Jahre später verfassten Text „Triebe und Tribschicksale“ diskutiert Freud weitere Einflüsse auf die Triebentwicklung und auf das „Schicksal“ von Liebe und Hass. Er bezeichnet hier zusammenfassend drei Polaritäten, denen die menschlichen Triebregungen unterliegen: die biologische (Aktivität-Passivität), die reale (Ich-Außenwelt) und die ökonomische (Lust-Unlust) (vgl. Freud 1915). Das Ich entwickelt sich in der Auseinandersetzung mit der Realität und ist gleichzeitig für die Realitätsprüfung zuständig.

1916 wendet sich Freud den Objekten zu. Auch diese erfahren im Individuum gewissermaßen ein „Schicksal“. Am Beispiel von „Trauer und Melancholie“ legt er dar, dass der Umgang mit der Objektbesetzung bei der Melancholie ein gänzlich anderer ist als bei der Trauer. In der Trauer findet eine Auseinandersetzung mit dem verlorenen Objekt statt, mit dem Ergebnis der Anerkennung der Realität. In der Melancholie handelt es sich demgegenüber um eine Identifizierung des Ichs mit dem aufgegebenen Objekt, mit der Folge, dass sich der Objektverlust in einen Ich-Verlust verwandelt (vgl. Freud 1916). Freud benutzt hier das eindrückliche Bild: „Der Schatten des Objekts fällt auf das Ich (...)“. (S. 435) Ich erwähne diese Arbeit, weil mit der Einführung des Begriffs der inneren Objekte deutlich werden soll, dass nicht nur ursprünglich äußere Objekte zu inneren werden, sondern dass diese auch noch Einfluss nehmen auf Ich, Es und Über-Ich. Am Beispiel der Melancholie können wir eindrucksvoll beobachten, wie sadistische Züge die Oberhand gewinnen: im Symptom der Selbstquälerei und in den Klagen, die eigentlich Anklagen an das Objekt sind, bis hin zum Selbstmord, wenn das Ich den Hass gegen sich selbst gerichtet hat und es sich selbst wie ein Objekt behandelt.

Dem englischen Psychoanalytiker und Kinderanalytiker Winnicott verdanken wir den Begriff des Übergangsobjekts. In der Weiterführung seiner Arbeit über „Übergangsobjekte und Übergangsphänomene“ aus den fünfziger Jahren entwickelt er den Begriff der „Objektverwendung“ (vgl. Winnicott 1987). Er unterscheidet ihn von der „Objektbeziehung“.

„Objektbeziehung ist eine Erfahrung des Subjekts, die im Hinblick auf das Subjekt als isoliertes Phänomen beschrieben werden kann (...). Wenn ich jedoch von Objektverwendung spreche, setze ich Objektbeziehungen voraus und füge weitere Aspekte hinzu, die sich auf das Wesen und das Verhalten des Objekts beziehen. Das Objekt muss, wenn es verwendet werden soll, zum Beispiel notwendigerweise im Sinne eines Teils der wahrgenommenen Realität real sein und nicht etwa ein Bündel von Projektionen. Hierin liegt meines Ermessens der wesentliche Unterschied zwischen Beziehung und Verwendung“ (Winnicott 1987, S. 103).

Diese Entwicklung ist nach Winnicott von fördernden Umweltfaktoren abhängig. Ausdrücklich bezeichnet er die Fähigkeit zur Objektverwendung als etwas, das sich als Teil des Übergangs zum Realitätsprinzip entwickelt.

An dieser Stelle möchte ich mich mit den LehrsupervisorInnen befassen. Wir lernen sie in unserer Funktion als LehrsupervisorInnen kennen, wenn sie sich bereits für eine Supervisionsausbildung und ein bestimmtes Ausbildungsinstitut entschieden haben. Anscheinend möchten sie sich der lustvoll-unlustvollen Ausbildungssituation aussetzen, um sich späteren Lust-Gewinn zu sichern in der Tätigkeit als SupervisorInnen.

Fragten wir sie zu Beginn der Lehrsupervision nach ihren Wünschen und Vorstellungen, ja Phantasien in Bezug auf diesen Schritt, bekämen wir eine Reihe vernünftiger Konzepte zu hören. Auf die unbewussten Phantasien stoßen wir erst im Laufe des Prozesses – vielleicht solche von Macht, Berühmtheit, Geld und Autonomie, die durch den angestrebten Statusgewinn zu erringen seien oder solche von Versagensängsten und Selbstwertzweifeln in Bezug auf die Anforderungen der Ausbildung. Wenn wir dann mitbekommen, wie sich unsere AusbildungskandidatInnen im Kurssystem „verheddern“, wie sie ihre inneren Konflikte reinszenieren, sei es mit uns, in der Dynamik der Ausbildungsgruppe oder bei der Akquisition, spätestens aber in den Ausbildungssupervisionsprozessen, ist der Lustaspekt meist in den Hintergrund getreten, und in der Lehrsupervision hat die mühsame, aufdeckende Arbeit am verzerrten Umgang mit der sogenannten Realität längst begonnen.

Ein weiteres Problem wird sichtbar: Ich erinnere daran, dass wir als LehrsupervisorInnen die reale Szene nie kennen, weder die des Kurssystems, auch wenn wir das jeweilige Konzept kennen und uns manche DozentInnen bekannt sind, noch, wenn uns etwas aus den anderen Subsystemen berichtet wird oder aus dem informellen Bereich. Freud (1921) sprach in „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ noch von der „objektiven und der psychischen Realität“ – das können wir nach moderneren wissenschaftstheoretischen Auffassungen so nicht mehr tun. Defi-

niere ich nun für Lehrsupervision die äußere Realität von einem idealen Ablauf her, also normativ z.B. über Lernanforderungen und Ziele, hätte dies zur Folge, dass die zu erbringende Leistung in der Supervisionsausbildung sich auf eine reine Anpassungsleistung reduzieren würde. Blicke ich ausschließlich auf die „Binnenstruktur“, das Erleben meiner LehrsupervisandInnen und meine Gegenübertragung, reduziert sich das Unternehmen auf Psychotherapie. Der Lehrsupervisionsprozess beinhaltet beides, die Auseinandersetzung mit den Anforderungen des Ausbildungssystems und mit den individuellen Verarbeitungsmustern der LehrsupervisandInnen. Dies hat ja zur Folge, dass sich, neben phasentypischen Krisen und Entwicklungsmöglichkeiten, jeder einzelne Lernprozess vom anderen unterscheidet. Aber auch jeder Ausbildungskurs entwickelt seine eigene Dynamik und ist jeweils ein anderer.

Ich komme erneut auf psychoanalytische Theorieansätze zurück. Hartmann hat in den sechziger Jahren von der Realität als „durchschnittlich zu erwartender Umwelt“ gesprochen (zit. nach Reiche 1998, S. 61) und mit dieser lakonisch-pragmatischen Definition den Raum eröffnet, Ontologisierungen, also „Seinszuschreibungen“, zu vermeiden, auch wenn der ich-psychologische Ansatz in der amerikanischen Psychoanalyse insgesamt zu einer problematischen Betonung der „Anpassung“ geführt hat. Schwaber (2000) wiederum trifft mehrere Unterscheidungen bezüglich der Realität in der analytischen Situation. Sie benennt als erstes die psychische Realität des Patienten, als zweites die des Analytikers und führt dann eine weitere Unterscheidung zwischen psychischer und „objektiver“ Realität ein. Mir ist nicht klar, wie ich diese Unterscheidungen handhaben könnte. Auch wenn die analytische und die lehrsupervisorische Situation nicht identisch sind, ergibt sich in beiden das beschriebene erkenntnistheoretische Problem.

Hinzu kommt, dass ich, auch wenn ich mich um ein unvoreingenommenes Herangehen bemühe, durchaus Grundannahmen über die äußere Realität und die innere Realität der LehrsupervisandInnen habe. Wenn ich z.B. von Objektbeziehungen und Objektverwendungen spreche, fließt dieses Konstrukt in die Wahrnehmung und Einschätzung der jeweiligen Szene ein. Auch über die jeweilige Institution habe ich Vorannahmen. Fragte ich z.B. in einer Runde von SupervisorInnen: „Was wissen Sie über Altenheime?“ so käme aufgrund des versammelten Erfahrungs- und Expertenwissens bereits auf der allgemeinen Ebene institutionskundlich, konzeptionell und emotional eine Menge zusammen.

In der Supervisionsausbildung ist den LehrsupervisorInnen der Rahmen bekannt, aber nicht, wie die jeweiligen Beteiligten das Geschehen jeweils gestalten. Es liegt z.B. eine große Verführung darin, berichtete Szenen nach einer Seite hin aufzulösen, wenn wir Irritierendes zu hören bekommen. Es kann eine sogartige Wirkung entstehen, wenn wir aus der Identifikation mit LehrsupervisandInnen heraus, z.B. auf eine von ihnen berichtete verletzte Bemerkung von Kursdozenten in die gleiche Empörung geraten und diese nicht mehr hinterfragen. Oder wenn

wir aus der Identifikation und vielleicht Idealisierung eines Ausbildungsinstituts heraus Kritik von LehrsupervisandInnen nicht mehr untersuchen, sondern als deren „Projektionen“ abtun.

In beiden Fällen hätten wir in diesem Moment unsere Funktion als Sachwalter des „Dritten“ aufgegeben und die Triangularität, in der das Denken sich bewegt, wäre zusammengebrochen. In diesem Sinne sind wir als LehrsupervisorInnen wie als PsychoanalytikerInnen „Agenten der Realität“ (Caper, zit. nach Oliner 1996). Identifizierungen in ihrer unterschiedlichen Art darf und muss es natürlich geben, sie sind unerlässlich im Prozess des Verstehens und der Verständigung. Aber sie sollten zugunsten vertiefender Reflexionen wieder aufgegeben werden können, damit der freie Raum für Klärung und Deutung wieder entsteht.

Eine Leitfrage könnte hier sein: „Wie verwenden die LehrsupervisandInnen die Szene sowie die beteiligten Objekte, also die Ausbildungssituation, die Kursdozenten, die anderen TeilnehmerInnen, den/die Lehrsupervisorin?“ Ist ein Teil der Realität des Objekts erhalten geblieben, ist es als „ein Wesen mit eigenem Recht“ (Winnicott 1987, S. 105) anerkannt worden? Es gibt immer wieder AusbildungsteilnehmerInnen, denen dies schwer fällt und einige, denen es nicht gelingt. Oft brechen sie die Ausbildung ab und verbleiben in hasserfülltem Ressentiment gegenüber den Ausbildern und dem Institut. In der Regel bleibt auch bei den LehrsupervisorInnen ein Gefühl des Scheiterns zurück. Oft formulieren dann KollegInnen ihre Erfahrungen z.B. in Balintgruppen so: „Ich habe die LehrsupervisandIn/den Lehrsupervisanden nicht erreicht!“ Im Winnicottschen Konzept gedacht, könnte dem die Unfähigkeit zur Objektverwendung seitens der LehrsupervisandIn zugrunde liegen, was, wie oben angeführt, den Zugang zur Realität dergestalt strukturiert, dass die Objekte „ein Bündel von Projektionen“ bleiben. Anders gesagt: Wenn ausschließlich die subjektiven Annahmen der LehrsupervisandInnen das Bild der an der Ausbildung Beteiligten prägen, wenn sie z.B. die Lehrsupervision nicht positiv besetzen können, wird dies auch zum institutionellen Problem. Im Einzelfall müsste man dies natürlich prüfen, ich will hier weder generalisierende Aussagen machen noch einer immer zugrunde liegenden Pathologie das Wort reden. Dennoch stelle ich fest: Die Fähigkeit, einen „guten“ Gebrauch von der Person und Funktion der LehrsupervisorIn (und der KursdozentInnen) zu machen, beinhaltet die Fähigkeit, gemeinsam an den Grenzen von Beziehungen und Objekten zu arbeiten.

Ich gehe noch einmal kurz in die Theorie Winnicotts zurück. Er legt dar, dass es in der Entwicklung des Säuglings um die Aufgabe der omnipotenten Kontrolle des Subjekts über das Objekt geht. Diese Entwicklung ist konstituierend für das Verhältnis zur Realität und bewegt sich über fünf Entwicklungsstufen hin: 1. Das Subjekt steht in Beziehung zum Objekt. 2. Das Objekt wird vom Subjekt aufgefunden. 3. Das Subjekt zerstört das Objekt. 4. Das Objekt überlebt diese Zerstörung. 5. Das Subjekt kann das Objekt verwenden. In der Sprache Winnicotts hört sich das

sehr drastisch an, aber es geht um Vorgänge zwischen Mutter und Kind – und zwischen PatientIn und AnalytikerIn –, die archaische Gefühlszustände freisetzen, in denen die Unterscheidung zwischen Phantasie und Realität nicht existiert.

Winnicott verdanken wir also auch die Erkenntnis, dass die Destruktion notwendig ist. Sie hat den positiven Aspekt, dass sie zum unbewussten Hintergrund für die Liebe zum realen Objekt wird und dass dann das Objekt außerhalb der omnipotenten Kontrolle des Subjekts steht (vgl. Winnicott 1987). Es geht um die Akzeptanz der Tatsache, dass es eine von einem selbst unabhängige Außenwelt gibt. Das Aufgeben der Allmachtsphantasie ist ein Ziel, das grundlegend ist für einen adäquaten Umgang mit der Objektwelt, für die Wahrnehmung und für die Verarbeitung der äußeren Realität – eine Fähigkeit, die aus meiner Sicht für die supervisorische Haltung grundlegend ist. Ob wir allerdings mit unseren begrenzten Mitteln in der Lehrsupervision eine solche Nachreifung erreichen können, wenn die Fähigkeit nicht mitgebracht wird, ist fraglich.

Mir geht es auch an dieser Stelle nicht in erster Linie um individuelle Fehlentwicklungen von LehrsupervisorInnen, sondern ich möchte betonen, wie wichtig die Fähigkeit ist, nicht zu wissen, Allmachtsphantasien aufzugeben, den Objekten ihre „reale“ Existenz zu lassen und sich der äußeren und inneren Realität anderer Menschen und Institutionen in dieser Haltung zu nähern.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch zwei Gedanken von Oliner aufgreifen, die der äußeren Realität eine entlastende Funktion beimisst. Zum einen führt sie dies mit Winnicott auf die Erfahrung einer verlässlichen und nicht zerstörbaren Realität zurück: „Indem sie Grenzen aufzuerlegen vermag, mildert sie die Allmacht, die Ursache endloser Schuldgefühle“ (Oliner 1996, S. 21). Zum anderen betont sie, da die äußere Realität das Moment der Zeit einführe, werde dadurch neben der Erfahrung von Altern, Trennung und Verlust die Perspektive von Veränderung und Abstand möglich.

Ich gehe noch einmal zur Psychoanalyse zurück, um – bei aller Unterschiedlichkeit zur Supervision – ein weiteres Problem aufzuzeigen.

In den achtziger Jahren diskutierten zum Thema innere und äußere Realität u.a. Becker und Becker (1987) sowie Vogt (1988), wie mit Gesellschaftskritik in Psychoanalysen umgegangen werden kann, ohne den analytischen Prozess zu behindern. Für Vogt gehört sie in die voranalytische Reflexion des Therapeuten und sollte „psychoanalysegerecht“ in den Dialog eingebracht werden. Becker und Becker vertreten: „(...) dass nur die Auseinandersetzung mit kollektiven Ich-Idealen und Rollenideologien es ermöglicht, subtile Anpassung und Unterwerfung beim Patienten zu verstehen und deuten zu können.“ (S. 297) Alle drei AutorInnen setzen sich kritisch mit Parin auseinander. Becker und Becker fragen, bezogen auf dezidierte Forderungen Parins, danach, „institutionalisierte Ausbeutungsverhältnisse“ und „kulturspezifische Benachteiligungen ...aufzudecken“ (Parin, zit. nach Becker und Becker 1986, S. 37), „ob hier nicht die Grenze zur Pädagogik bzw. Agi-

tation überschritten sei, da Aufklärung schließlich nicht durch aktive Belehrung, sondern über Bewusstwerden erreicht wird und Belehrung autonome Kritikfähigkeit hemmen kann“ (Becker/Becker 1987, S. 298).

Für SupervisorInnenausbildungsteilnehmerInnen ist deshalb das *Erfahren* institutioneller Zusammenhänge im Kurssystem so wichtig sowie die nachfolgende gründliche Reflexion der beteiligten Rollenidentifikationen und gesellschaftlichen Implikationen.

Reiche geht in seinen letzten Beiträgen vielen Fragestellungen nach, die sich fundamental mit dem Anspruch der Psychoanalyse, auch die Gesellschaft verstehen und erklären zu können, befassen. Insgesamt kommt er zu dem Schluss, dass die Psychoanalyse dies nicht könne, u.a. weil der Sprung vom Einzelnen ins Gesellschaftliche einen logischen „Sprung“ beinhalte, bei dem der besondere psychoanalytische Gehalt, der sich von der Konzeptualisierung her auf das Unbewusste beziehe, verloren ginge. Er weist er auf die Unterscheidung zwischen „psychoanalytischer Diagnose“ und „Zeitdiagnose“ hin. So beziehe sich z.B. „Wahn“ auf psychische Realität, auf das Innen, während „Massenwahn“ sich auf das Außen beziehe (vgl. Reiche 1995). Pointiert formuliert er: „Die psychoanalytische Deutung der Gesellschaft ist im Kern immer wilde, d.h. willkürliche Deutung“ (1995 S. 240). Reiche verweist zudem auf die Tendenz zum Verkommen psychoanalytischer Erklärungsmuster zu Klischeebildung und Repertoirewissen in der Gesellschaft, was die Assimilation und Auslaugung der psychoanalytischen Kulturkritik zur Folge habe. Auf seine Auseinandersetzung mit der Kritischen Theorie, der Systemtheorie, mit dem Konstruktivismus, mit Habermas und Luhmann kann ich an dieser Stelle nicht eingehen. Die von ihm diagnostizierte Selbstidealisierung der Psychoanalyse, wenn Psychoanalytiker sie als „designierte Supervisorin der Wissenschaften“ bezeichnen (Frankfurter Rundschau vom 26.09.1993, zit. nach Reiche 1995, S. 228), trifft jedoch sicherlich nur auf einen kleineren Teil von PsychoanalytikerInnen zu.

Brede (1995) setzt sich mit der kritischen Argumentation Reiches auseinander und hält ihr den sozialpsychologischen Strang des psychoanalytischen Anwendungsdiskurses bzw. die analytische Sozialpsychologie entgegen: „Insofern analytische Sozialpsychologie selber Teil des psychoanalytischen Anwendungsdiskurses ist und folglich den disziplinären Austausch zwischen Psychoanalyse und Sozialwissenschaften geradezu voraussetzt, teilt sie mit der Soziologie die Perspektive auf die soziale Wirklichkeit als Zusammenhang sozialen Handelns und mit der Psychologie die Perspektive der Konstituierung von Subjektivität in dieser sozialen Realität“ (S.274).

Die Reichesche Position verweist auf das Problem der Psychoanalyse, ob und wie sie von innen nach außen gehen kann. Ob diese Bemühungen wirklich in einer „Sackgasse“ gelandet sind, wie der Autor entwickelt, muss auch SupervisorInnen beschäftigen, die auf ihre psychoanalytische Orientierung verweisen.

Supervision beschäftigt sich mit Individuen und Gruppen in der Arbeitswelt, ist also nur in verschiedenen Verschränkungen zu denken: individuelle, gruppenspezifische, statusbezogene, tätigkeitspezifische Merkmale interagieren mit institutionellen, gesellschaftlichen und ökonomischen und beeinflussen sich gegenseitig.

Auch in der Supervision sind wir manchmal rasch bei der Hand mit der Transformation psychoanalytischer Diagnosekategorien in Aussagen über Institutionen oder gesellschaftliche Phänomene. Ich bin der Meinung, dass auch bei uns Fragen des sogenannten „Anwendungsdiskurses“ gründlicher durchdacht werden sollten – ein Thema, das ich an dieser Stelle jedoch nicht weiterverfolgen kann. Für den supervisorischen Bereich benötigen wir deshalb dringend die Soziologie, weil wir uns in sozialen Systemen bewegen, die Gruppendynamik, weil wir es mit komplexen, auch unbewussten Prozessen zwischen Menschen zu tun haben, die Institutionsanalyse mit ihrem spezifischen Wissen über Entstehung und Abläufe dort sowie Wissen über ökonomische wie ökologische Zusammenhänge. Das einmal erworbene Wissen allein reicht nicht aus, sonst verstehen wir die Welt nicht mehr!

Teil 2: Zeitdiagnostische Überlegungen

LehrsupervisorInnen akquirieren Supervisionsaufträge für die Ausbildung. Die Suche nach geeigneten Prozessen gestaltet sich immer schwieriger, es wird aber auch immer schwieriger, zwischen den „objektiven“ und „subjektiven“ Gründen dafür zu unterscheiden.

Auf welche Welt stoßen sie bei der Akquisition? Oder spreche ich besser gleich von „Welten“? Dazu habe ich mehr Fragen als Antworten. Recht willkürlich (oder doch nicht?) habe ich eine Kollage aus Zeitungsberichten und Leitartikeln aus dem Berichtsteil und dem Feuilleton zweier Tageszeitungen und einer Wochenzeitung zusammengestellt und kommentiert. Diese Form erschien mir insofern passend, als sich Vieles an Veränderung in unserer Gesellschaft in Sprüngen zu vollziehen scheint.

„Zwei junge Leute, eine 18 Jahre alte schmale Frau mit blonden Haaren und ein 19-jähriger stark muskulöser und durchtrainierter Mann lebten zwei Wochen lang in einem Käfig inmitten der Diskothek (in Berlin, B.W.). Abgesehen von einem Tanga um die Genitalien waren die beiden nackt. Für zehn Tage sollten sie, öffentlich zur Schau gestellt, in dem Käfig bleiben. Sie hatten ein Bett, ein Chemieklo und eine Dusche. Sie konnten von den Besuchern der Diskothek nicht nur beglötzt, beschimpft oder belächelt, sondern auch berührt und mit Bananen gefüttert werden. Bei der Diskothek handelte es sich nicht um ein Etablissement des Rotlichtmilieus, sondern um einen ganz normalen Tanzschuppen aus dem Milieu der Primitivevents. (...) Die Resonanz des Publikums war mäßig (...) die Berichterstat-

tung der Berliner Boulevardpresse, zumal die der BZ, hielt sich erstaunlich zurück.“ (März 2000, S. 14)

Was hat das mit Supervision zu tun?

Die Autorin des Berichts entwickelt die These, dass gerade die praktizierten Exzesse der Schamlosigkeit im öffentlichen Raum die Schamgrenzen erhalten. Ich bin skeptisch. Zeigt nicht gerade die relative Langeweile des Publikums, dass solche Veranstaltungen schon „abgegriffen“ sind (im wahren Wortsinn), dass sie „getopt“ werden müssten, um mehr Aufmerksamkeit zu erregen? Vielleicht wurde die „performance“ als zu wenig „authentisch“ erlebt; Authentizität als eine Kategorie, die nach Sennett in der postmodernen Kultur als Tauschobjekt fungiert (vgl. Sennett 1998 a). „Langeweile ist die notwendige Konsequenz einer Intimität, die als Tausch funktioniert“ (S.24). Er zeichnet die Entwicklung des öffentlichen Lebens im 19. Jahrhundert nach, in der die Sphären des Privaten (zunächst als heile, abgeschottete Familienwelt) und des Öffentlichen (zunächst als Begegnungsraum, in dem Fremde kommunizieren) durch Kapitalismus und Säkularismus gravierende Wandlungen erfahren bis hin zum Verfall des öffentlichen Lebens. Das Private begann, das Öffentliche zu überlagern, im öffentlichen Raum wurde demgegenüber geschwiegen. „Der Intimitätskult wird in dem Maße gefördert, wie die öffentliche Sphäre aufgegeben wird und leer zurückbleibt“ (S.28) – so Sennett, der seinem Buch den Untertitel gibt: „Die Tyrannei der Intimität“ (1998a).

Wir können uns über solche und ähnliche „events“ mokieren (siehe „Big Brother“, eine Sendung, die vor allem von jungen Leuten regelmäßig gesehen wird), mehr als moralische Überlegenheit demonstrieren wir damit nicht. Bleibt nur ein trotziges: „SupervisorInnen sind reflektierte Menschen und repräsentieren eine andere Kultur“?

Wir möchten uns da heraushalten und können es doch nicht. Anscheinend gibt es in unserer Gesellschaft einen zunehmenden Bedarf nach voyeuristischer Partizipation an narzisstischer Selbstdarstellung, wie sie auch in den Talkshows praktiziert wird, die auf Selbstentblößung der Beteiligten setzen. Wie vermitteln wir in der recht kurzen Zeit der Supervisionsausbildung, in welchem gesellschaftlichen Zusammenhang solche Phänomene verstehbar sind, wenn wir selbst kaum mehr mitkommen bei dem Tempo, in dem Veränderung passiert? Scham z.B. ist ein äußerst komplizierter Affekt, der im Verborgenen, zum Teil Unbewussten wirkt, aber sehr abhängig ist vom jeweiligen Kontext. Angehende SupervisorInnen sollten sich auch mit Fragen, die sich z.B. an Veränderungen von Schamempfinden in der Gesellschaft, bzw. in verschiedenen gesellschaftlichen Gruppierungen knüpfen, auseinandersetzen. Nicht zuletzt ist Scham ja etwas, was sie in der Akquisition häufig selbst erleben.

Ich zitiere nun aus einem Artikel von Gaschke aus der ZEIT vom 12.10.2000, S. 47: „Das Fernsehen überflutet das kleinkindliche Gehirn gerade in jener Zeit mit Bildern“, schreibt der amerikanische Intelligenzforscher Joseph Chilton Pearce,

„in der es lernen sollte, Bilder von innen her zu erzeugen. Fernsehen unterdrückt die Fähigkeit der inneren Bilderzeugung, weil äußere Bilder auf das Kind einströmen.“ Weiter heißt es im Text des Beitrags: „Deutsche Erwachsene sitzen durchschnittlich drei Stunden und zwanzig Minuten vor der Flimmerkiste. Wer soll sich da ernsthaft über die Fernsehzeiten der Kinder wundern? Deren 99 tägliche Fernsehminuten (...) verteilen sich auf 76 Minuten für 3- bis 5-Jährige, 96 Minuten für 6- bis 9-Jährige und 117 Minuten für 10- bis 13-Jährige.“ „Praktiker in Kindergärten, Schulen und Sprachheileinrichtungen sowie Kinderärzte“ (...) und „der Bundesvorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Sprachheilpädagogik“ beobachten „eine stetige Zunahme der Sprachentwicklungsstörungen bei Vorschul- und Grundschulkindern.“ (...) Es „ist von einer Steigerung um 25% in den letzten zehn Jahren die Rede.“

Nehmen wir an, eine unserer LehrsupervisandInnen bekäme einen Supervisionsauftrag in einem Kindergarten. Haben wir denn klare Vorstellungen davon, was „gute“ Kindergartenpädagogik mit diesen Kindern ist, die zu diesen Kindern passt und nicht ausgrenzt? Für SupervisorInnen ist dies nicht die erste Aufgabe, aber ein Problembewusstsein sollten wir unseren AusbildungskandidatInnen vermitteln, wie innere Bilder überhaupt entstehen und warum sie so wichtig für die Entwicklung sind. Wir, als die Erfahreneren, müssen uns darauf einstellen, Vieles, was sich z.B. in der Sozialisation von Kindern verändert hat, erst einmal neu zu untersuchen. Die Beschäftigung mit Forschungsergebnissen aus Psychoanalyse, Pädagogik und Psychologie, eigene Supervisionsprozesse im Feld, aber auch die Arbeit in der Lehrsupervision müssen wir dazu nutzen, ständig neue Einsichten über die Einflüsse der heutigen Zeit auf die innere Welt der Menschen zu gewinnen.

Die ersten „MTV-Generationen“ sind längst erwachsen. Vielleicht gefällt uns die blitzartige Schnitttechnik, das Fragmentierte und Beliebige dieser Musiksendung nicht. Viele Jugendliche wachsen mit dieser Aneinanderreihung von Videoclips auf, die vermeintlich Geschichten erzählen und es doch nicht tun. Ich meine damit unsere potentiellen SupervisandInnen und die unserer AusbildungskandidatInnen, die vielleicht selber schon davon geprägt sind. Die „coolness“ als Topos dieser Jugendkultur könnte man auch als Antwort verstehen auf die ungründigen Beunruhigungen, die von stetiger Modernisierung und permanentem Wandel ausgehen. In der Supervisionsausbildung stehen wir für das Gegenteil, bilden einen Kontrapunkt zu dieser Welt: wir legen Wert auf das Konflikt- und Prozesshafte, das Verlangsamte, das Entwickeln von Zusammenhang und verborgener Sinnhaftigkeit im menschlichen Verhalten und Fühlen.

Tendenziell wird unsere Klientel jünger. Wenn wir keinen Zugang finden zu deren Weltsicht, könnte unsere Supervisionsausbildung bald überflüssig geworden sein. Das betrifft alle an der Ausbildung Beteiligten.

Einen besonderen Zugang allerdings meint die amerikanische Trendforscherin Gordon, eine „Teenagerexpertin“, die den ausgeklügelten Plan in die Tat umsetzt,

Teenager anzuwerben, die mit Notizblöcken und digitalen Kameras andere Teenager beobachten, was wiederum life im Internet zu sehen sein soll. Sinn und Zweck des Ganzen ist die sofortige Aufnahme aller Details in Mode, outfit, lifestyle, die neue Trends bedeuten könnten, damit die Industrie sofort reagieren kann (v. Rutenberg 2000, S. 6-7). Ich empfinde das als brutale Ausbeutung der kleinen kreativen Oase, in der Jugendliche sich ausprobieren und zeigen, Individualität erproben.

Insgesamt habe ich den Eindruck, dass durch die schnellen Entwicklungen auf dem Markt mehr passiert als die schnelle Ablösung der Waren. Die Sicherheit, mit der früher Generationenunterschiede deutlich waren und ihre Bedeutung hatten, die auch von den Beteiligten klar empfunden wurde, löst sich tendenziell auf. Die geringe Wertschätzung des Alters in unserer Gesellschaft hängt mit dem raschen Veralten des Wissens zusammen, hat aber nachhaltige Konsequenzen für die Generationenfrage, der auch wir uns stellen müssen. Im FIS (Fortbildungsinstitut für Supervision) z.B. repräsentiert das neue Leitungsteam eine neue Generation und muss sich gleichzeitig damit beschäftigen, was der Generationenunterschied zu unseren meist jüngeren AusbildungskandidatInnen bedeutet, die wiederum auf weitaus jüngere SupervisandInnen treffen.

Eine kleine Polemik möchte ich mir nicht verkneifen und damit einen Kontrast nur schlaglichtartig beleuchten, der eben auch Bestandteil unserer Welt ist. In der „Frankfurter Rundschau“ vom 17.10.2000 (S.4) lese ich sinngemäß: Die Erklärung der Vatikanischen Glaubenskongregation „Dominus Iesus“ beinhaltet die Aussage, die katholische Kirche sei die einzige wahre Kirche Jesu Christi, den evangelischen Kirchen werde das Kirche-sein abgesprochen. Eine solche Klarheit in der Position! Inmitten allgemeiner Orientierungslosigkeit steht die katholische Kirche wie ein Fels in der Brandung, als könne sie in dieser grenzenlos gewordenen Welt Ordnung schaffen.

Ein gewichtiges Thema ist heute die Veränderung der Arbeitszeiten und -strukturen. „Während 1970 die Relation zwischen vollzeitbeschäftigten Arbeitnehmern einerseits und der Summe der Teil-, Kurzzeit-, sowie befristet und geringfügig Beschäftigten etwa 5:1 betrug, verschob sie sich bis 1996 auf 2:1. Das ist ein rasanter Prozess ungeplanter Umverteilung verfügbarer Erwerbsarbeit mit Gewinnern und Verlierern“ (Kocka 2000, S. 24).

„In den USA zählt fast ein Drittel der arbeitenden Bevölkerung zu den Free Agents. Doch noch immer gehört zu jeder Elite ein Proletariat. Das digitale Proletariat teilt sich in die Home Office Workers, Büroarbeiter, die ihren Arbeitsplatz nach Hause verlegt haben, und die Temporary Workers, kurz Temps, die von Agenturen für kurzfristige Beschäftigungen an Firmen vermittelt werden. (...) Der Trend zum flexiblen Arbeiter ohne feste Bindung zu einer Firma begann Anfang der Neunziger Jahre, als der Wert eines Unternehmens nicht mehr durch Preiserhöhungen nach oben getrieben wurde, sondern durch Kosteneinsparungen, Produktivitätssteigerung und Innovation“ (Kreye 2000, S. 15).

Ich verweise hier auf ein anderes Buch von Sennett (1998b), in dem er sinngemäß entwickelt: „Der flexible Mensch“ müsse Risiken eingehen, ohne seine Gewinnchancen zu kennen, er solle sich nicht binden, sondern sich in Teams mit wechselnder Zusammensetzung „von Aufgabe zu Aufgabe bewegen“ (S.28), keine großen Loyalitäten entwickeln, sich kurzfristig zur Verfügung halten und sein mögliches Scheitern nur sich selbst zuschreiben. Dabei gewinne er keine Freiheit, erfahre allenfalls den „Drift“, das Treiben von Ort zu Ort, von Tätigkeit zu Tätigkeit.

Erinnert nicht manches davon an die Existenz „frei“beruflicher, selbstständiger SupervisorInnen? Zwar binden wir uns aus Gründen der professionellen Unabhängigkeit nicht an Institutionen, ich frage mich jedoch, welche Wirkung auf unsere berufliche/persönliche Identität die zunehmende Tendenz zu immer kürzer werdenden Prozessen längerfristig hat. „Probleme“ können nicht mehr vertieft oder entfaltet werden, um sie in ihrem Sinn zu verstehen, sie sind einfach lästig und sollen durch Supervision rasch eliminiert werden. Konflikte können vermeintlich durch Umstrukturierungen und „Freisetzen“ von MitarbeiterInnen „erledigt“ werden, weil das Durcharbeiten zu zeitaufwendig erscheint. All dies hat Folgen für das, was von Supervision erwartet wird und betrifft uns in der Ausbildung von SupervisorInnen. Rohr hat den Strukturwandel im Dienstleistungsbereich als „neue Herausforderung für die Supervision“ bezeichnet. „Ergebnisorientiertere, effizientere Supervisionen von begrenzter Dauer sind erwünscht, Supervisionen vor allem, die einen nachhaltigen, institutionellen Sozialisationsprozess und eine professionelle, d.h. berufsbezogene Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Modernisierungsfolgen erlauben, um so die Anschlussfähigkeit an den vom Management induzierten und durch Organisationsentwicklung begleiteten und oftmals beschleunigten Strukturwandel zu gewährleisten (...)“ (Rohr 2000, S. 35)

Die ZEIT bringt seit einigen Monaten eine Serie heraus, in deren Reportagen die Folgen der Individualisierung beleuchtet werden, z.B. unter dem Titel: „Der Start ist das Ziel. Wie das beschleunigte Arbeitsleben ständigen Neubeginn erlaubt und erzwingt. Besuche bei Rausgeworfenen, Job-Abenteurern und anderen ewigen Berufsanfängern.“ (ZEIT Nr.36/2000, S. 11) Das vermittelte Bild kaschiert nichts von den Chancen und Risiken, denen die Interviewten unterliegen, aber diejenigen, die wirklich herausgefallen sind aus dem Markt, kommen hier nicht vor. Kreativität im Umgang mit der Berufsbiografie ist etwas sehr Wertvolles, als Norm aber erzeugt sie ungeheuren Druck. Unsere AusbildungsteilnehmerInnen, aber auch viele von uns angeblich „etablierten“ SupervisorInnen, unterliegen inzwischen diesen Zwängen.

Der technische Fortschritt betrifft ja nicht nur die Arbeitswelt, er verändert auch das Freizeitverhalten der Menschen.

„Im Jahre 1998 hatten knapp 13,5 Mill. Haushalte (35%) in Deutschland mindestens einen PC. (...) waren im August 2000 wenigstens 7,7 Mill. Privathaushalte

mit einem Internet-Zugang versorgt. (...) In Ost und West nutzen Männer mehr als doppelt so häufig den Computer zu Hause wie Frauen. (...) Jungen surfen mit 12 Stunden pro Woche im Durchschnitt ungefähr doppelt so lange wie junge Frauen. (...) lediglich Jungen mit Hauptschulabschluss sind mit vier Wochenstunden deutlich seltener im Netz als die Schüler mit besserer Ausbildung. (...) Die SOEP-Zahlen zeigen auch, dass die Internet-Nutzung die 16- und 17-Jährigen nicht davon abhält, in anderen Bereichen aktiv zu sein. Musische und sportliche Aktivitäten sowie sonstige Betätigungen außerhalb des normalen Schulunterrichts werden durch das Surfen im Netz nicht beeinträchtigt.“ (Haisken-DeNew 2000 et.al., S. 47)

Also alles kein Problem? Ich bin davon überzeugt, dass wir noch viel zu wenig darüber wissen, welche Auswirkungen das rasante Fortschreiten der digitalen Kommunikation auf die Entwicklung der menschlichen Psyche hat und wie Menschen in ihrer inneren Realität den „virtuellen Raum“ verarbeiten.

Jeremy Rifkin (2000) bezieht den Standpunkt, dass der neuzeitliche Kapitalismus „verschiedene Facetten des gesellschaftlichen Lebens zunehmend zu kommerziellen Beziehungen enteignet (hat) (S.130).“ Die vernetzte Wirtschaft bewirkt, dass immer mehr Erfahrungen und Erlebnisse der Menschen zur Ware werden. Geschäftsnetzwerke aller Art knüpfen ein Netz um die gesamte Menschheit herum und reduzieren jeden Augenblick gelebter Erfahrung auf den Status einer Ware“ (S.131). Er zitiert zwei Marketingberater: „All Ihre Produkte sind kurzlebig. Nur Ihre Kunden sind real.“ Und: „die einzige software von Wert ist die Beziehung zum Kunden.“ (S.131) In diesem Zusammenhang wird bereits von „Kundenintimität“ und „tiefen Gemeinschaftsbindungen“ gesprochen – eine Pervertierung!

Rifkin beschreibt dies als Übergang von einer Produktions- zu einer Marketingperspektive. Er befürchtet, ähnlich wie Sennett, gravierende Folgen für die menschlichen Beziehungen und fragt: „Aber wenn praktisch alle Beziehungen zu kommerziellen Beziehungen werden und das Leben eines jeden Menschen 24 Stunden täglich zum Gegenstand des Kommerzes wird, was bleibt dann für nicht-kommerzielle Beziehungen übrig – für Beziehungen, die auf Verwandtschaft, Nachbarschaft, gemeinsamen kulturellen Interessen, religiöser Zugehörigkeit, ethnischer Identifizierung und brüderlichem oder staatsbürgerlichem Engagement beruhen?“ (S.152)

Supervision ist keine „Heilerin“ der Gesellschaft, aber sie untersucht sie kritisch und diagnostiziert ihren Zustand implizit oder explizit in jedem Prozess.

Hintergrund für meine Überlegungen ist, dass ich als auszubildende Supervisorin und Mitglied des Leitungsteams des FIS sehe, was den KandidatInnen alles idealerweise über innere und äußere Realitäten zu vermitteln sei. Der rasche gesellschaftliche Wandel, der tiefgreifende Strukturwandel in vielen Bereichen des öffentlichen Lebens, den ich nur schlaglichtartig und in wenigen Ausschnitten beleuchten konnte, nötigt auch die Repräsentanten von Supervisionsausbildungen zu

ständiger Reflexion und zu Veränderungen. Gerade weil wir uns nicht dem mainstream im Sinne des Zwangs zur „Oberflächenbehandlung“ anpassen wollen, müssen wir überlegen, welche essentiellen Bedingungen wir in der Ausbildung von SupervisorInnen erhalten wollen, damit sie ein Rüstzeug mitnehmen für das Verstehen komplexer Zusammenhänge in der inneren wie äußeren Realität. Wir haben es gewissermaßen mit den „Risiken und Nebenwirkungen“ des Wandels zu tun und werden zunehmend damit beauftragt, sie für die beteiligten Menschen erträglich zu machen.

Die Begrenzung einer solchen Ausbildung, wie wir sie anbieten, liegt darin, dass sie in der Kürze der Zeit für ein vertieftes Verständnis von postindustrieller Gesellschaft nur die Grundlagen erarbeiten kann.

Literatur

- Becker, H./ Becker, S. (1987): Zwischen innerer und äußerer Realität. In: *Psyche*, Heft 4. Stuttgart.
- Frankfurter Rundschau vom 17.10.2000, S. 4.
- Frankfurter Rundschau vom 20.10.2000b, S. 9.
- Freud, S. (1911): Formulierungen über die zwei Prinzipien des Psychischen Geschehens. In: *Gesammelte Werke*, Bd.8, Frankfurt a.M.
- Freud, S. (1915): Triebe und Triebchicksale. In: *Gesammelte Werke*, Bd 10. Frankfurt a.M.
- Freud, S. (1916): Trauer und Melancholie. In: *Gesammelte Werke*, Bd.10. Frankfurt a.M.
- Gaschke, S. (2000) In: *DIE ZEIT* Nr.47 vom 12.10.2000, S. 47.
- Haisken-DeNew, J./Pischner, R./Wagner, G.G. (2000) In: *Frankfurter Rundschau* vom 20.10.2000, S. 9.
- Kocka, J. (2000) In: *Frankfurter Rundschau* vom 09.05.2000, S. 24.
- Kreye, A. (2000) In: *Süddeutsche Zeitung* Nr 153 vom 06.07.2000, S. 15.
- März, U. (2000) In: *Frankfurter Rundschau* vom 20.10.2000, S. 14.
- Oliner, M. (1996): Äußere Realität Die schwer faßbare Dimension der Psychoanalyse. In: *Jahrbuch der Psychoanalyse*, Bd. 37.
- Papadakis, M. (1995): „Zur Hölle mit der Realität“. In: *Internalisierung und Strukturbildung*. Opladen.
- Reiche, R. (1995): Sackgassen im Diskurs über Psychoanalyse und Gesellschaft. In: *Psyche*, Heft 3. Stuttgart.
- Reiche, R. (1999): Subjekt, Patient, Außenwelt. In: *Psyche*, Heft 6. Stuttgart.
- Rifkin, J. (2000): *Access. Das Verschwinden des Eigentums*. Frankfurt a.M.
- Rohr, E. (2000): Emotionale Entleerung und die Säkularisierung des Sozialen in modernen Dienstleistungsunternehmen. In: *Forum Supervision*, Heft 16 Frankfurt a. M.
- Schwaber, E.A. (2000): Zum Konzept der psychischen Realität des Patienten. In: *Forum der Psychoanalyse*, Band 16, Heft 1. Berlin.
- Sennett, R. (1998a): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt a. M.
- Sennett, R. (1998b): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin.
- Vogt, R. (1988): Innere und äußere Realität in Psychoanalysen. In: *Psyche*, Heft 8. Stuttgart.
- von Rutenberg, J. (2000) In: *DIE ZEIT* Nr 41, Beilage „Leben“ vom 05.10.2000, S. 6 – 7.
- Winnicott, D.W. (1987) *Objektverwendung und Identifizierung*. In: *Vom Spiel zur Kreativität*. Stuttgart.
- DIE ZEIT* Nr 36 vom 31.08.2000, S. 11 – 14.

Anschrift der Verf.: Barbara Wiese, Liebigstr. 46, 35037 Marburg

Hans Hofmann

Von Menschen und Prothesen – „Oder: Sind wir nicht alle ein bisschen Bluna?“

Anstelle einer Zusammenfassung: Dies ist kein stringent argumentierender Text. Er ist fragmentiert, experimentell und insofern essayistisch, als er Form und Inhalt identisch denkt, ohne sich jedoch dem autonomen Kunstwerk gleich zu machen. Er weiß um sein potentielles Scheitern und bietet keine abschließenden Antworten. Deshalb ist dieser Text auf die Geduld, Neugier und die Phantasie der LeserIn angewiesen. Seine Leerstellen, seine Verweiszusammenhänge haben die gleichen Wertigkeiten wie das Geschriebene. Die verwendeten Leitbegriffe, gleichsam Indizes, dienen der Verknüpfung der einzelnen Plattformen. Der Text verdankt sich der Hoffnung, dass – angesichts unserer multiplen Wirklichkeiten, die wir nun einmal haben – mit Hilfe der Montage, des Kombinatorischen, des Spiels mit Fragmenten und Zitaten, mit Unvollendetem, Weiterdenken provoziert werden kann. „Dass zwischen der Konstruktion des Wissens und seiner enttäuschenden Auflösung sich unsere Wahrheit bewegt, darauf aber vertraut eigensinnig der Essayist.“ (Burger 1992, S. 14)

„ man sieht nicht eine Wirklichkeit, man sieht Wirkliches, man sieht Dinge, man sieht Situationen, man sieht Menschen “
(Heiner Müller/Kalkfell – Theater der Zeit 96)

„Los gehts Mittwoch, 4.2.98, Sonntag, Berlin. Anruf von Herrn Haberen Ich soll jetzt mal mit Texten rüberkommen ganz am Anfang trete hier also ein in diese Institution – siehe Foucault – alles bisher Gesagten – und dann gleich aber natürlich das Abreißen sofort – loslegen – irgendwas von außen intervenieren lassen – bloß nicht rumsuhlen im Alten Praxis“
(Rainald Goetz /Abfall für Alle)

I. Abseits

Was ist wirklich? Wirklich ist meine Zahnbürste, der Dauerregen in der Südschweiz und im Nordwesten Italiens mit den daraus folgenden Flut- und Bergurschkatastrophen. Wirklich ist die Erkenntnistheorie des radikalen Konstruktivismus, die das Antriebsmodul darstellt für das Reden und Nachdenken über mehr als nur eine Wirklichkeit. Durch den Verweis auf die Existenz antipolitischer Sy-

steme unterstellt sie, dass alle Systeme, auch das System Mensch, die ihnen entsprechenden Wirklichkeiten konstruieren und selbst zur Welt bringen. Wirklich ist auch das Internettagebuch von Rainald Goetz, der dieses oft misstrauisch beäugte Junk-Medium als Produktionsbasis für sein neues Buch eingesetzt und auf gewisse Weise geadelt hat. Schließlich ist der Autor wirklich mit dem Versuch, diesen Text zu schreiben. Wirklich sind auch die Probleme, die ihm dabei das Wissen bereitet, dass er eigentlich nicht in den Kontext dieses Heftes gehört. Stört doch, ob er will oder nicht, seine Anwesenheit ebenso wie seine Methode ein ihm fremdes Ordnungsschema. Damit aber nicht genug, denn die Überlegung fremd zu sein, bringt ihn unvermittelt in die peinliche Lage, durch sie seinerseits Fremdes hervorzubringen. Wie mit diesem Geflecht von Verwicklungen umgehen?

Angesichts dieses Dilemmas möchte ich auf eine Formulierung von Peter Brückner zurückgreifen, der einmal, wenn auch mit Blick auf Zeiten größter Not, das „Abseits“ als sicheren Ort bezeichnet hat. Von dort aus, dem Abseits, scheint es mir möglich, in diesem Zusammenhang über mein Verhältnis zu medialen Scheinwelten nachzudenken.

Um es vorwegzunehmen: Ich schreibe aus der Perspektive desjenigen, der nicht nur selbst Bilder „erzeugt“, sondern gleichermaßen fasziniert ist von „bewegten Bildern“, sowie von einem schlichten Satz, den Michelangelo Antonioni in einem Interview zu Wim Wenders sagte: „Mir scheint, wir tun nichts anderes, als immer wieder neu die Welt anschauen“. Und staunen, möchte ich hinzufügen, dabei an die großen Augen von Toto, alias Salvatore Divita, aus Giuseppe Tornatores Film „Cinema Paradiso“ denkend. Das Staunen soll allerdings nicht als Metapher für eine sentimental narve Weltsicht dienen, sondern als Ausdruck von Neugier hinsichtlich der unzähligen Versuche symbolischer Weltdeutungen, mit denen wir es heute zu tun haben. Hinsichtlich der Äußerung Antonionis bleibt anzumerken, dass dieser auch den gezielten Blick des Kameramannes durch den Sucher im Blick gehabt haben mag, als er uns seine scheinbar einfache Wahrheit mitteilte. Denn die Wahl hin- und anzuschauen oder auch nicht, haben wir heute nur noch bedingt. Nicht die Welt, aber deren unzählige Abziehbilder hüllen uns gleichsam als Medium der besonderen Art ein und nötigen uns zu kraftezehrenden Orientierungsleistungen.

II. Konserven

Stellen Sie sich vor: zwei Bildkörper mit den Abmessungen vierzig mal dreißig mal fünf Zentimeter, Leinwand auf Keilrahmen aufgebracht. Der Bildgrund ist in dunklem Grau gehalten, darauf in weißen Lettern und Zahlen ein Datum. Das Bild könnte auch blau oder rot sein. Gemälde dieser Art nennt On Kawara „Date painting“, die stets in Reihen, mal als Hoch- mal als Querformat gezeigt werden.

In einem Nebenraum, abgetrennt vom Ort der Bildpräsentation, die passenden Kartons zu den Gemälden, leer, bis auf eine Format gerecht gefaltete Zeitung. Sie stammt jeweils vom Ort des Aufenthaltes des Künstlers und trägt entsprechend das aktuelle Datum. Zum Konzept gehört die Fertigstellung eines „Date paintings“ binnen vierundzwanzig Stunden.

Abweichend von On Kawaras Konzept wählen wir zwei Artikel aus den beiden großen Frankfurter Tageszeitungen, beide in einem Pappschieber liegend und erschienen am Mittwoch, den 28.05.1997. Nicht mehr neu könnte man sagen – Medienmüll –, aber wie Sie sehen werden, durchaus aktuell.

Die Frankfurter Rundschau teilt uns mit, dass, laut dpa, am 27. Mai in der japanischen Stadt Kobe der abgetrennte Kopf eines elfjährigen Jungen vor einer Schule gefunden worden sei. „Der unbekannte Täter habe den Kopf mit einem scharfen Messer vom Hals getrennt und ihn mit dem Gesicht zur Straße gewandt vor den Schuleingang gestellt.“ Im Mund sei ein Zettel mit der Aufschrift „oni bara“ (Teufelsrose) gefunden worden. Auch den Torso des Kindes habe man im selben Stadtteil entdeckt.

In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung liest man unter Berufung auf die Presagentur odr, dass das Computerspielzeug Tamagotchi, das die Aufzucht und Pflege eines Haustieres simuliere, in Japan und in anderen Ländern große Triumphe feiere. Der durch den voraussichtlichen Verkauf von vierzig Millionen Einheiten zu erzielende Umsatz von fünfzig Milliarden Yen (735 Millionen DM) saniere den größten japanischen Spielzeugproduzenten, die ‚Bandai Co‘. Die geplante Fusion mit dem führenden japanischen Videospieldesigner ‚Sega Enterprizis‘ sei hierdurch in Frage gestellt.

Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie diese Zeilen lesen? Nehmen Sie den Unterschied wahr zwischen der wirklichen Tat und dem darauf folgenden Pressebericht? Erwägen Sie die Möglichkeit, dass die dpa-Meldung selbst Fiktion sein könnte? Funktionieren bei Ihnen jene einklinkenden Reflexe, die einen sofort an die Horrorszenarien unserer bewegten Bildwelten als einer möglichen Ursachenquelle denken lassen? Oder sehen Sie einen Zusammenhang zwischen simulierter Haustierpflege und dem Ausbrechen ritualisierter Gewalttaten? Kommt Ihnen vielleicht der Gedanke, dass Moral die Systemlogik der ökonomischen Wertsphäre stören könnte? Haben Sie eine Wahrnehmung für die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen in unseren Medien?

Können Sie sich vorstellen, dass die Sozialisation durch unsere Medienwirklichkeiten die raumzeitliche Wahrnehmung auf Seiten der Subjekte verändert?

Ein Transformationsprozess übrigens, der seinen Ausgangspunkt keineswegs im 19. Jahrhundert mit der Entwicklung der Daguerreotypie hat, sondern bereits zu Beginn der Renaissance mit der Entwicklung der Zentralperspektive als symbolischer Form eine prominente Wegmarke in unserer abendländischen Kultur hinterließ.

Stellen Sie sich also vor, Sie stünden nun in jenem Raum im Museum für Moderne Kunst in Frankfurt vor den Bildern On Kawaras: Allein. Ihre Blicke fallen auf die Farbtafeln und deren Zeitzeichen, englisch, deutsch, französisch, spanisch, italienisch.

Szenenwechsel

Stellen Sie sich vor, auf einer Aussichtsplattform trifft überraschend Heiner Müller T.W.Adorno. Ohne Umschweife beginnt dieser über das ‚Unwahre des Ganzen‘ zu dozieren. Während einer kurzen Pause des Luftholens drängt sich Müller mit seinem für ihn typischen Räuspern in den Monolog und verweist den Vortragenden auf die erhellende Wahrheit, die im Fragmentarischen liege. Kaum zu Ende gesprochen, fängt Adorno an, EXTRABLATT, EXTRABLATT zu schreien. Müller zieht seine ‚Hamletmaschine‘ aus der Hosentasche und verwandelt sich im selben Moment. Auf seinen Schultern sitzt nun anstelle des Kopfes ein TV-Monitor von Sony. Das Monitorbild zeigt den sich ohne Unterlass drehenden kahlrasierten Kopf Heiner Müllers, der den Text aus Bruce Naumans Video-Installation ‚Anthro-Sozio‘ rezitiert. Aus drei übereinander gelegten Tonquellen hören Sie die Worte: HELP ME / HURT ME / SOCIOLOGY; FEED ME / EAT ME / ANTHROPOLOGY; FEED ME / HELP ME / EAT ME / HURT ME. Parallel zu Müllers rituellem Gesang liest Adorno aus seinem ‚Extrablatt‘ – die Augen mit einer lichtundurchlässigen Brille verdeckt. ‚Das Neue, eine Leerstelle des Bewusstseins gleichsam geschlossenen Auges erwartet, scheint die Formel, unter der dem Grauen und der Verzweiflung Reizwert abgewonnen wird. Sie macht das Böse zur Blume. (...) Im Kultus des Neuen und damit in der Idee der Moderne wird dagegen rebelliert, dass es nichts Neues mehr gebe. Die Immergleichheit der maschinenproduzierten Güter, das Netz der Vergesellschaftung, das die Objekte und den Blick auf diese gleichermaßen einfängt und assimiliert, verwandelt alles Begegnende zum je Dagewesenen, zum zufälligen Exemplar einer Gattung, zum Doppelgänger des Modells. Die Schicht des nicht schon Vorgedachten, des Intentionlosen, an der einzig die Intentionen gedeihen, scheint aufgezehrt. Von ihr träumt die Idee des Neuen. Selber unerreichbar, setzt es sich anstelle des gestürzten Gottes im Angesicht des ersten Bewusstseins vom Verfall der Erfahrung.‘ (Adorno 1982, S. 316)

Nach dieser kräftezehrenden Performance, wieder in ursprünglicher Erscheinung, reicht Heiner Müller Adorno die Hand und sagt: ‚Das Geheimnis liegt in der Montage.‘ Anschließend verlassen beide ihren Aussichtspunkt.

Was eint unsere Akteure? Beide thematisieren ohne Unterlass das Leiden an der modernen Welt, die ihren Kindern, wenn überhaupt, nur um den Preis mehrfacher Entfremdung gestattet, sich zu subjektivieren. Gezwungen, gottlos und eigenverantwortlich sich die äußere Natur zu unterwerfen, müssen die Menschen schließlich bei der Arbeit feststellen, dass man weder hinsichtlich der äußeren noch der inneren Natur Herr oder Frau im eigenen Hause ist. Aber dieses tragische

Telos der Moderne, dessen Ursachen ebenso wie die Folgen, dürfen nicht ins Bewußtsein gelangen. Gegen den ‚Terror des Vergessens‘ richtet sich dann auch der Furor der Apokalyptiker. In Gesellschaften, denen das Neue einzig dazu dient, die ihnen zugrunde liegenden Gewaltverhältnisse zu verschleiern, gilt es permanent und mit drastischen Mitteln darauf aufmerksam zu machen. Das Projekt der Moderne geht auf Kosten der Subjekte und der Vernunft, die zur instrumentellen gerät und in stetiger Wiederholung die „Blumen des Bösen“ auf den Plan ruft. Was der Philosoph gelehrt, listig, luzide und kunstvoll an Einsichten aus dem Zivilisationsprozess extrahiert, um es über den Weg eines theoretischen Systems aufscheinen zu lassen, schlägt der Dramatiker mit scharfer Feder als bruchstückartige Botschaften aus den ‚Körpern‘ der großen Dramen und Erzählungen, um es dann unter Schmerzen, blutig auf der Bühne zu gebären. Beide Protagonisten hoffen beim Publikum Erfahrungen zu provozieren, die es ermöglichen sollen, den Spiegel des Neuen zu durchbrechen.

Szenenwechsel

Stellen Sie sich vor, Sie sind im Kino, die Rituale vor dem Hauptfilm sind beendet. Der Film beginnt mit einem Schwarzbild, darauf zwei Zitate. Sie beginnen zu lesen:

„Wir lassen nie vom Suchen ab
und doch, am Ende allen unseren Suchens,
sind wir am Ausgangspunkt zurück
Und werden diesen Ort zum ersten Mal erfassen“
(T S Eliot)

„Nach dem Spiel
ist vor dem Spiel“
(Sepp Herberger)

Die Musik setzt ein, eine Uhr beginnt zu ticken, ein Pendel schwingt geräuschvoll hin und her. Nach einigen Schwüngen stoppt es, ein Techno-Beat setzt ein. Ihr Blick folgt der Pendelschnur nach oben. Die Uhr taucht auf, die Zeiger drehen sich schnell auf dem Zifferblatt. Über dem Zifferblatt öffnet sich nicht der Schnabel eines Kuckucks, sondern das Maul eines Affen, in das die Kamera hineinfährt. Aus dem Schwarz des Schlundes taucht langsam, unscharf, eine Menschenmenge auf. Die Bewegungen der Menschen sind beschleunigt. Der Blick der Kamera ist von der Gürtellinie nach oben gerichtet. Ein Sprecher aus dem Off rezitiert folgenden Text:

„Der Mensch, die wohl geheimnisvollste Spezies unseres Planeten, ein Mysterium offener Fragen. Wer sind wir? Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Woher wissen wir, was wir zu wissen glauben? Wieso brauchen wir überhaupt etwas? Unzählige Fragen, die nach einer Antwort suchen. Eine Antwort, die wieder eine neue Frage aufwerfen wird, und die nächste Antwort wieder die nächste Frage

usw. usw. Doch ist es am Ende nicht immer wieder die gleiche Frage und immer wieder die gleiche Antwort?“

Während die Kamera durchs Gewimmel fährt, werden Ihnen vier Figuren aus dem Film, nicht die Protagonisten, kenntlich gemacht, alternierend je zwei Frauen und zwei Männer.

Dann betritt ein Polizist die Szene und teilt ihnen mit:

„Der Ball ist rund. Ein Spiel dauert neunzig Minuten, soviel ist schon mal klar. Alles andere ist Theorie.“

Der Polizist buckt sich, hebt einen Fußball auf, sagt: „Und ab!“; und schießt den Ball in die Luft. Dieser fliegt computeranimiert in die Höhe, die Kamera fährt ebenfalls nach oben und zeigt, wie sich unten die Menschen auf weißem Grund zu den beiden Worten Lola rennt formieren. Der Ball fällt wieder hinab – Schnitt – in einen gezeichneten Tunnel, in den Lola zunächst als Comicfigur hinein rennt.

Bekommen Sie Lust, diesen Film anzuschauen? Wer ihn gesehen hat, wird un schwer erkennen, warum er so außerordentlich erfolgreich ist, gerade bei der jüngeren Generation. Nach dem ‚Ende der großen Erzählungen‘ und der Dominanz der Video-Clipästhetik von MTV macht es Tom Tykwer keine Probleme, sozial- und subjektphilosophische sowie alltagspraktische Fragen auch im ‚Hochgeschwindigkeitsfilm‘ ansprechend zu thematisieren. Drei Variationen einer Geschichte werden geschickt miteinander verwoben und durch den Einsatz von ‚Techno‘, Comic- und Standbildsequenzen zu einem wunderbaren Kaleidoskop ernst zu nehmender Bilder rhythmisiert. In keinem Moment werden die Figuren des Films an den Klamauk verraten oder zugunsten filmischer Effekte ausgebeutet. Auf einfühlsame Art wird darüber hinaus die Zuschauerin animiert, ihren Teil zur Konstruktion des filmischen Spiels beizutragen.

Tom Tykwer hat einmal sinngemäß darauf verwiesen, wie wichtig es ihm sei, in den Szenen seiner Filme Subjektivität zu verdichten. Dieses Vorhaben gelingt nur, wenn der Autor seinerseits auf ein Reservoir subjektiver Erfahrungen zurückgreifen kann, das sein Projekt zu tragen vermag. Es drängt sich Adornos Feststellung auf, wonach subjektive Erfahrung Bilder einbringe, die nicht Bilder von etwas und gerade deshalb kollektiven Wesens seien. (Adorno 1996, S. 133) Adornos Überlegungen sind zwar getragen vom Blick auf die produktionsästhetische Seite, dennoch steht zu vermuten, dass der von ihm aufgezeigte Zusammenhang zwischen subjektiver Erfahrung und innerer sowie äußerer Bilderzeugung nicht nur für die Künstlerin oder den Filmemacher Gültigkeit besitzt, sondern auch für die Betrachterin.

Sie werden es gemerkt haben, ich bin dabei, Sie in ein Spiel zu verwickeln, das den Namen tragen konnte: „Stell dir vor, das Bild sieht dich, aber du selbst siehst es nicht.“ Diesen Satz können Sie derzeit auf einer großformatigen Arbeit von Rémy Zaugg im Museum für moderne Kunst in Frankfurt lesen. Lichtgraue Lettern stehen auf einem Untergrund, der in weißgrau gehalten ist. Eine Farbkombination,

die das Bild, gerade wenn man es aus einiger Entfernung betrachtet, mit einer nebligen Atmosphäre einzuhüllen scheint. Zauggs Arbeit steht stellvertretend für jene Versuche in der aktuellen Kunst, die das Verhältnis von Werk und Betrachterin problematisieren und dabei auch vor paradoxen Konstruktionen nicht zurückschrecken, um uns Rezipienten in Bewegung zu bringen. Was das Medium Film anlangt, so hat uns Alexander Kluge schon in den siebziger Jahren wissen lassen, dass man 101 Filme erhält, wenn hundert Menschen einen Film anschauen. Mit Blick auf unsere interaktiven Bildwelten könnte unser Spiel auch lauten: „Stell dir vor, die Kamera sieht dich, und du siehst sie nicht.“ Oder: „Weil die Kamera mich sieht, sehe ich mich.“

III. Aufmerksamkeit

„Statt dass wir Erfahrungen machen, machen die Erfahrungen uns“ (Bianchi 1996), S. 56), erfährt man von den künstlerischen Avantgarden der Gegenwart, die sich, laut eigenem Bekunden, an den ästhetischen Codes von Subkulturen, Pop und der Wirklichkeit abarbeiten und diese weiter zu entwickeln suchen.

Wer darüber hinaus über Prothesen reden möchte, gerät nicht nur zwangsläufig in den Bereich des Defizitären, sondern unter den Bedingungen unserer heutigen Medienwelt zunächst auch an die Schnittstelle Mensch/Maschine und erst unterhalb unserer bunten Benutzeroberflächen an den Zusammenhang von Bild, Schrift und Sprache.

In unserem Oberflächengetümmel vergegenwärtigen sich die Menschen permanent ihre Erscheinung, stellen fest, wie sie in ihrem Kampf um ästhetische Stilisierungen ‚überkommen‘. Sie überzeugen sich, inwieweit sie Nietzsches Imperativ gerecht werden, der besagt: „Seinem Charakter ‚Stil geben‘ – eine große und seltene Kunst! Sie übt der, welcher alles übersieht, was seine Natur an Kräften und Schwächen bietet, und es dann einem künstlerischen Plane einfügt, bis ein Jedes als Kunst und Vernunft erscheint und auch die Schwäche noch das Auge entzückt.“ (Nitzsche 1988, S. 530)

In Anlehnung an diesen mehr oder weniger ironisch gebrochenen Entwurf, lautet die Zauberformel der Gegenwart: Erfinde dich selbst, und zwar so, dass du unverwechselbar und im Wesentlichen nicht kopierbar bist. Die kreative Leistung besteht darin, scheinbar frei von gesellschaftlichen Normen und Bindungen immer wieder neue Selbstbilder zu schaffen, deren Markenzeichen die Differenz ist. Frei ist, wer in größtmöglichem Abstand zu den normativen und kulturellen Erwartungen der Lebenswelt seine Selbsterfindung und Selbststilisierung betreiben kann.

Bleibt festzuhalten, dass den tief in unsere Lebenswelten eingedrungenen Medien, vor allem den elektronischen, insofern eine zentrale Bedeutung zukommt, als

sie über die Möglichkeit verfügen, „Aufmerksamkeit“ zu erzeugen. „Aufmerksamkeit“, eine Ressource, von der Georg Franck sagt, sie wirke wie eine Droge, wenn es gelänge, sie bei anderen Menschen zu evozieren.

„Darum wird es in (den) Wohlstandsgesellschaft(en) auch populär, das Einkommen an Aufmerksamkeit über das an Geld zu stellen. Wenn sich immer mehr Menschen die Insignien materiellen Reichtums leisten können, dann muss sich der Distinktionswille nach Attributen umsehen, die selektiver sind als hohes Einkommen. Nach dem Gesetz der Sozialisierung der ehemaligen Luxusgüter sind diese Attribute unter den Privilegien der gerade noch erkennbaren Eliten zu suchen. Der unumstrittene Generalnenner heutiger Eliten ist die Prominenz. Und Prominenz ist eben der Status des Großverdieners an Aufmerksamkeit. Wenn materieller Reichtum inflationär wird, dann steht nach den Wachstumsgesetzen menschlichen Wünschens und Trachtens die Sozialisierung dieses eben noch elitären Status an.“ (Franck 1993, S. 748)

Die sich zur Zeit formierenden ‚Reality-Gameshows‘ und das Internet haben bereits zum Schleifen dieser Bastion geblasen. Der Lockruf lautet: demokratische Teilhabe und Nutzung des Medienkomplexes.

In den gegenwärtigen Auseinandersetzungen mit unseren ästhetischen und multimedialen Erscheinungen fällt auf, dass kaum mehr die Rede ist von jenen narzisstischen Störungen, die Richard Sennett Mitte der achtziger Jahre veranlassten, von der „Tyrannei der Intimität“ in unseren westlich orientierten Gesellschaften zu sprechen. Ihm erschien das verordnete Leiden am eigenen Selbst und die damit einhergehende Konstruktion von „Beziehungsverhältnissen“ unter dem Diktat von Intimität und Innerlichkeit als die zeitgenössische Variante der „innerweltlichen Askese“, die Max Weber als zentralen Bestandteil der protestantischen Ethik aufgefasst hatte. Der Narzissmus war laut Sennett dabei, Statthalter dieser Ethik zu werden. „Heute kommt es nicht darauf an, was man tut, sondern wie man sich dabei fühlt“, lautete sein Diktum. Die in diesem Fahrwasser entstehenden Interpretationen der Realität litten an einer „Verkümmerung der expressiven Fähigkeiten“ auf Seiten der Erwachsenen. Er bemängelte bei ihnen jene „Selbst-Distanz, die das Kind im Spiel erlangt und die es in die Lage versetzt, zu gleicher Zeit gesellig und expressiv zu sein (...)“.

„In dem Maße, wie sich die Grundlagen expressiven Verhaltens (in der Öffentlichkeit auf Seiten der Erwachsenen) wandelten und an die Stelle der Maskendarstellung die Offenbarung der Persönlichkeit trat, leerte sich der öffentliche Raum, und immer weniger Menschen waren Willens, sich in ihm expressiv zu verhalten“, schrieb Sennett damals. (Sennett 1986, S. 329)

Dieser diagnostizierte Mangel an expressivem Verhalten ist zu sehen vor dem Hintergrund des historischen Ideals der „klassischen Vorstellung vom theatrum mundi“, die „von der Gleichsetzung von Gesellschaft und Theater, von Alltags Handeln und Bühnenhandeln“ ausging. Hinzu kommt ein sich im neunzehnten Jahrhundert herausbildendes Künstlerideal. Dieses Ideal diente den Menschen der

Kompensation des verloren gegangenen Vermögens, sich im Alltag, gemäß der eigenen Gefühlslagen und Empfindungen, adäquat auszudrücken. Diese Funktion hatten die Künstler zu übernehmen.

Wenn wir uns heute unsere multimedialen Bild- und Interaktionswelten sowie die ästhetischen Inszenierungen in unseren alltäglichen Lebensvollzügen anschauen, lässt sich feststellen, dass das Ausdrucks- und Vorzeigebedürfnis grenzenlos zu sein scheint. Es drängt sich die Frage auf, ob es sich dabei um den zeitgenössischen Ausdruck des von Sennett geforderten expressiven Vermögens handelt, das auf Selbst-Distanz beruht und am aristotelischen *zoon politikon* orientiert ist. Dem ist zunächst mit dem Hinweis zu begegnen, dass wir es mit einem Mix aus realen und virtuellen Erscheinungen zu tun haben, entlang derer die Situation des Subjekts experimentell durchgespielt und reflektiert wird. Zudem verändern sich die Koordinaten des idealtypisch gedachten Gemeinwesens insofern, als die Grenzen zwischen Öffentlichkeit und Medienöffentlichkeit sowie zwischen realem und virtuellem urbanen Raum verschwimmen.

Gleichzeitig aber werfen die Versuche der Menschen, sich selbst zu stilisieren, zu erfinden und neu zu setzen, einmal mehr die Frage nach dem Narzissmus als Signatur der Moderne auf. Heinz Kohut, auch Sennetts Gewährsmann in Sachen Narzissmus, hat jenseits seiner klinischen Befunde auf die Zerrissenheit des modernen Subjekts hingewiesen, so wie es seiner Meinung nach in der Kunst der Moderne zum Ausdruck kommt. „Die Musiker des atonalen Klanges, der Dichter der aufgelösten Sprache, der Maler und Bildhauer der zerfallenden visuellen und taktilen Welt“, sie alle inszenierten „das Auseinanderbrechen des Selbst“, indem sie Traditionelles zerlegten, umorganisierten und wieder neu zusammensetzten. Für Kohut stand indes fest, dass das „Neuordnen der Fragmente neue Strukturen“ schaffe sowie „Ganzheit, Vollkommenheit (und) neuen Sinn“ hervorbringe. Die künstlerische Praxis der Moderne mit ihren ungewohnten, irritierenden, provozierenden und absurden Ergebnissen waren ihm Sinnbild geworden für die Konstruktion einer Entwicklungslinie vom „zerbröckelnden, sich auflösenden, fragmentierenden, geschwächten Selbst (des) Kindes“, hin zum „zerbrechlichen, verwundbaren, leeren Selbst des Erwachsenen“. (Kohut 1981, S. 265 u. S. 279)

Die jungen Künstlerinnen und Künstler der gegenwärtigen Kunstszene, mittlerweile Enkel und Urenkel jener Künstler wie Schönberg, Picasso, Pound, Kafka oder O'Neill, die Kohut im Blick hatte, haben sich scheinbar illusionslos mit dieser Diagnose abgefunden und arbeiten am Projekt einer „Ästhetik der Existenz“ in Anlehnung an das Konzept des späten Foucault. „Technologien des Selbst“, die Foucault in diesem Kontext meinte, waren „Praktiken wie Schreiben, Selbstanalyse, Gewissensprüfung, Askese, Meditation und Traumdeutung“, mit deren Hilfe sich die Menschen „von ökonomischen, technischen oder gesellschaftlichen Normierungen und Zwängen“ frei machen sollten. Auf diese Weise sollte verhindert werden, „dass wir uns als Subjekte diesen Dimensionen unterwerfen“. Von der

„Analyse der Herrschafts- und Machttechniken“ orientierte sich Foucault kurz vor seinem Tode weg, hin zur „Erkundung jener Praktiken, durch die das Subjekt sich selbst bestimmt“. (Bianchi 1996, S. 62)

Im Kontrast zu den traditionellen Fragen der Philosophie: „Was ist die Welt? Was ist der Mensch? Was ist Wahrheit? Was ist Wissen? Wie können wir etwas wissen?“ stellte Foucault die Frage, „wie wird ein menschliches Wesen zum Subjekt?“

Sein Interesse galt nun zunehmend der „Interaktion zwischen einem selbst und anderen“, den „Technologien individueller Beherrschung“, der „Geschichte der Formen, in denen das Individuum auf sich selbst einwirkt“. Die Fragen, die sich hieraus für ihn ergaben, waren: „Was sind wir gegenwärtig? Was sind wir heute?“ Er fragt nicht: „Wer sind wir?“, sondern: „Was sind wir?“, Als ob darin eine Müdigkeit zum Vorschein käme über all das archivierte Wissen.“ In seinem Spätwerk ging es ihm, „um die nackten Wahrheiten, (...) um das Sinnvolle als Offenbarung dessen, was ist“. (Bianchi 1996, S. 63)

In der heutigen Zeit des künstlerischen und ästhetischen Crossover machen daher die jungen Künstlergenerationen Bestandsaufnahmen, indem sie sich ohne Umschweife der Welt und deren ‚nackten Wahrheiten‘ wie auch immer ästhetisch annehmen. Die Vielfalt der Techniken und Medien schreckt sie dabei ebenso wenig ab, wie das „archivierte Wissen“ oder der Wald an Möglichkeiten ästhetischer Stilisierungen und Selbsterfindungen. Gleichgültigkeiten gegenüber inhaltlichen Auseinandersetzungen lassen sich nicht ausmachen, im Gegenteil. Schrill, spielerisch, ironisch gebrochen, kritisch, einfallsreich, selbstreflexiv abgedreht und reflektiert fallen ihre ästhetischen Einlassungen aus. Über die Qualität ist das Publikum eingeladen mitzudiskutieren. Man ist fast geneigt, das Benjamin'sche Denkbild des „destruktiven Charakters“ zu bemühen: „Platzschaffen, (...), räumen, (...), immer frisch bei der Arbeit“. (Benjamin 1991, S. 396)

Permanent wird hier lustvoll und keineswegs blind an brauchbaren Prothesen gearbeitet.

Über den ganz ‚alltäglichen Wahnsinn‘, dessen Akteure und deren u.U. ‚leerlaufenden sozialen Biografien‘ ist damit noch nichts gesagt. Begnügen wir uns aber zunächst mit einem Griff in die Trickkiste und schauen, wie Josef Früchtl uns, wenn auch nicht im Jargon der Narzissmustheorie, „das absurd unverschämte Ich“ des Herbert Achternbusch und dessen Selbststrettung vorstellt. Achternbusch ist der Prototyp, zugegebenermaßen etwas angestaubt, eines nicht unsympathischen, aber tragischen, ästhetischen „Ich-Sagers“.

„Unverschämt ist, laut Adorno, wer Ich sagt, ohne eines zu sein; doppelt, zynisch unverschämt, nach Sloterdijk, wer Ich sagt, wohl wissend, keines zu sein; absurd unverschämt schließlich, wer unentwegt Ich sagt in der Hoffnung, dass er es schon werden werde. Von dieser Art ist der Irre, aber auch der Künstler. Sein Ich nimmt sich, im Falle von Achternbusch, was ihm vorenthalten wird, indem es re-

flexiv, schreibend, Filme und Bilder machend eine praktisch mißglückte Selbstsetzung nachvollzieht und sich eben dadurch neu setzt. Unverschämt ist es in der Rücksichtslosigkeit seiner Selbstbehauptung, der vom Glücksverlangen getriebenen Erlösungssucht, unverschämt in seiner Ausdrucks-Fixiertheit und in seiner Provinzialität, unverschämt bis zur Absurdität.

„Du hast keine Chance, aber nutze sie!“ schreibt es dann in Vorwärtsverteidigung auf seine Fahnen. Wenn überhaupt nichts mehr geht, begeht es eine Handlung eben um ihrer selbst willen. Lieber in der Kunst aber als im Leben, denn was hier verrückt wäre, ist dort nur absurd.“ (Früchtel 1989, S. 107)

IV. Textur

Das Projekt der historischen Avantgarden, Kunst in Leben zu überführen, ist dem ungemütlichen Nebeneinander von Kunst und Leben gewichen. Die ‚Jungen‘ wissen, dass ‚der Teufel im Spiegel sitzt‘. „Das ist der Teufelskreis“, schreibt Herta Müller, „ich versuche zu leben, um nicht schreiben zu müssen. Und ich muss, gerade weil ich versuche zu leben, darüber schreiben.“ (Müller 1991, S. 48) Am einfachsten haben es da sicherlich die Profis des Beobachtens und Schreibens, die, wie Bodo Kirchoff wissen, dass einzig im Erfinden von Legenden, in seinem Fall sind es Legenden um den eigenen Körper, die Wahrscheinlichkeit enthalten ist, „orthopädische Wahrheiten“ hervorzubringen, auch wenn deren Halbwertszeit sehr gering ist. (Kirchoff 1995)

Wilhelm Genazino, ein anderer Gewährsmann des unbestechlichen Blicks, macht uns in seiner 1996 gehaltenen Dresdner Rede „Das Exil der Blicke – die Stadt, die Literatur und das Individuum“ auf einen Sachverhalt aufmerksam, den er als „Transfunktionalität der Oberfläche“ bezeichnet. Auf der Ebene unserer alltäglichen Wahrnehmung ist damit fast eine Banalität gemeint. Nichts ist wie es scheint, „kaum ein Ding darf identisch sein mit sich selber“. Aber auch der folgende Gedanke kommt wenig spektakulär daher. Vor dem kulturkritischen Hintergrund von Simmels Befürchtung, die Tragödie der Kultur der zwanziger Jahre liege in der Unverarbeitbarkeit des Überangebots, und Benjamins Diktum aus den Dreißigern, wonach es für diejenigen, die keine Erfahrungen mehr machen könne, auch keinen Trost mehr gebe, gelangt Genazino zu einer schlichten Feststellung. Die modernen Stadtbewohner seien an Tragödien nicht interessiert. Sie hätten „sich glänzend mit der Herrschaft der Substitute arrangiert“. Die mit der Konzentration auf die Oberflächen einher gehende „Erfahrungseinteignung“ hätte die Menschen keineswegs melancholisch oder trostlos gestimmt.

„Der ultramoderne Einzelne hat längst verinnerlicht, dass er von subjektiven Erfahrungen nur behindert wird. Die heutigen Großstadtbewohner sind Leistungssportler der Mimesis, die pünktlich und ohne Murren die von ihnen geforderten

Verwandlungen liefern. Sie wissen nicht, was sie vermissen könnten; das macht sie sehnsuchtslos. Sie können es sich nicht erlauben, in ihren glatten Umgebungen nach Einzelheiten und Zeichen zu suchen, die ihren Sinn transformieren. Die Kühlschrank-Architektur der modernen Stadt ist dabei behilflich; das Design der Metropole vermeidet jeden Anklang von Hinfälligkeit und schließt damit ihre eigene Erinnerbarkeit tendenziell aus.“ (Genazino 1998, S. 174)

Von hier aus, der literarischen Wirklichkeit, scheint es nur ein kleiner Schritt zum Leben auf dem ‚Holodeck‘ zu sein, vorerst aber zurück in die wirkliche Wirklichkeit.

Die oben unterstellte Konstitution eines durch den urbanen Kälteraum modellierten Individuums, das an Woody Allens „Zelig“ erinnern könnte, konvergiert mit Richard Sennetts Analyse des ‚neuen Kapitalismus‘. Nicht das Phänomen der Globalisierung rückt Sennett ins Zentrum seiner Überlegungen, sondern den Blick auf die „Organisation von Arbeit“, sowie auf die „Beziehung zwischen Arbeit (...), Bürokratie und der Erfahrung von Arbeit durch die Menschen.“ Ihn interessiert dabei, wie diese Verhältnisse vor dem Hintergrund des „Tausches auf Märkten“ das Selbstverständnis der Menschen prägen. Zentraler Aspekt scheint mir hierbei der Paradigmenwechsel hinsichtlich der Auffassung von Zeit. Laut Sennett ist „die von Routine geprägte lineare Zeit“ des alten Weber'schen Paradigmas, der hierarchisch organisierten und bürokratisch gelenkten Arbeit, ersetzt worden durch das neue Verständnis von „serieller Zeit“. Dieser Auffassung von Zeit entspricht die moderne Organisation von Arbeit entlang eines räumlichen Spektrums von „Zentrum“ und „Peripherie“.

In Firmen, die nach diesem Konzept strukturiert sind, gehen von einem mit Macht ausgestatteten, organisierten Zentrum die Zielvorgaben in Richtung Peripherie aus. Diese, der Ort der Mitarbeiter, ist nahezu unstrukturiert und fast chaotisch. Mit scheinbar vielen Freiheiten ausgestattet, müssen die Fachleute, wie auch immer, ihre Zielvorgaben erfüllen. Sennett illustriert dieses Prinzip am Beispiel Microsoft.

„Wenn bei Microsoft eine neue Software entwickelt werden soll, dann entscheidet die Unternehmensleitung über die Spezifika dieser Software bzw. der einzelnen Codes und wie viel davon in welcher Zeit geschrieben werden soll. Anschließend werden mehrere Teams mit der gleichen Aufgabe betraut, d.h. sie konkurrieren gegeneinander, die Zielvorgaben als erste zu erfüllen. Man fördert also bewusst Parallelität, ohne den Teams Instruktionen zu geben, welche Entwicklungsschritte sie im Hinblick auf die Zielerfüllung gehen sollen. Im Ergebnis werden die Sieger dieses Wettbewerbs reichhaltig belohnt. Jene, die weniger gut abschneiden, werden gefeuert.“ (Sennett 2000, S. 93)

Durch diese Vorgehensweise erzielt man neben der „Disziplin eines Winner-take-all-Marktes“ hoch motivierte und Konkurrenz bereite Mitarbeiter bzw. Teams, weil alle Beteiligten wissen, „dass sie bei Nicht-Erfolg freigesetzt werden“. Ein Faktum, das für viele nach dem Ende der Konkurrenz Wirklichkeit werden wird,

verbunden mit der Konsequenz, das Spiel von vorne beginnen zu müssen.

Dieser Vorherrschaft des Seriellen im Verständnis von Zeit und der daraus resultierenden Organisationsformen von Arbeit korrespondiert das Wegbrechen von auf Kontinuität angelegten Erfahrungsmodi auf Seiten der Menschen. Die Erfahrungen, die Mitarbeiter mit Firmenstrukturen machten, die auf einem Verständnis von „linearer Zeit“ basierten, legten ihnen nahe, trotz oder gerade wegen der vorhandenen Routinen, ihr Leben und Arbeiten, ihre Biografien im Rahmen eines Konzeptes zu organisieren, dessen zentrale Bezugspunkte im „akkumulativen Aufbau auf Vergangenen“ und dem lebensgeschichtlichen „Voranschreiten im Rahmen eines vorhersehbaren Erzählflusses“ lagen.

Die Rede von den zeitgenössischen Patchwork-Biografien oder Sennetts Vergleich des zukünftigen Berufslebens junger Menschen mit einer Art Zickzacklauf verweisen auf diesen historischen Wandel mit nicht unerheblichen Folgen.

„In einem System, in dem Langfristorientierung keinen Platz hat, wo Arbeit episodisch ist, da wird Erfahrung zu etwas Seriellem, zu einer Erzählung ohne Linie. Die soziologische Konsequenz dieser Entwicklung liegt auf der Hand: Wer für eine Organisation arbeitet, die oft selbst nur von kurzer Dauer ist, wird sich nicht wirklich an diese Organisation binden wollen. Die Folge ist, dass Engagement und Identifikation mit der eigenen Organisation deutlich abnehmen.“ (Sennet 2000, S. 95/96)

Mitte der neunziger Jahre ist Klaus Theweleit in anderer Perspektive auf Serielles aufmerksam geworden. Er äußerte sich über Jugendlichkeit und Erwachsenwerden im Zeichen televisionärer Bildwelten. Von ihm erfuhren wir, dass das Ich von Jugendlichen und jungen Erwachsenen sich zunehmend auf Serien und verschiedene Sorten des Serialen bezieht.

Zunächst erzielen Markenprodukte ihre Aufmerksamkeit. Markennamen werden von Theweleit mit Camille Paglia „als Kernzellen westlicher Identität mit Revieranspruch“ vorgestellt.

„Jeder Nike-Schuh an jedem Markenfuß sagt: ‚Du sollst keinen anderen Gott haben neben mir, jedenfalls nicht an dieser Stelle deines Markenleibs.‘“ Darüber hinaus stellte er in Aussicht, dass Kinder und Jugendliche durch ihren ‚fröhlichen‘ Konsum nicht ‚Subjekte‘ werden, sondern einen ‚amerikanischen Körper der Fernsehserien-Rhythmik‘ erwerben. Charakteristisch ist dabei das Repetitive mit seinen Abfolgen des scheinbar Gegensätzlichen, Unvermittelten. ‚Ein Massakerfilm wechselt ab mit einer Familienserie... Zerstörung/Wiederzusammensetzen...der eine Film sprengt alles in die Luft, der nächste macht alles wieder heil... Seriengarantie (...). Nicht ‚Wiederholen/Durcharbeiten‘ ist die Formel (...), sondern Wiederholen, Wiederhaben, Wiedertun...Wiederessen...dasselbe noch mal sehen (...)...nicht ‚Durcharbeiten‘ ist der Weg der Veränderung, sondern die unmerkliche Verschiebung in der Wiederholung...sich ‚unmerklich ändern‘ beim Wiedertun, so geht heute das ‚Wachsen‘ über das Serielle.“ (Theweleit 1994, S.56)

Der damals lakonisch-provokativ formulierte, metaphorisch aufgeladene Imperativ, wonach das eigentliche Leben erst mit dem Eintauchen in eine Serie beginne, „zuerst ins Serielle des Markenprodukts“ und anschließend in die zahllosen TV-Serien, ist spätestens seit ‚Big Brother‘ von der Wirklichkeit eingeholt worden. So wie es aussieht, treffen die episodisch, serielle Zeitstruktur der Arbeit und die mittlerweile im Globalisierungsprozess sich ‚reproduzierenden Körper‘ der ‚Fernsehserien-Rhythmik‘ kongenial aufeinander. Die Dinge scheinen zu passen. Attribute wie ‚jung‘ und ‚neu‘ spielen dabei nicht nur hinsichtlich der die ‚Alten‘ überfordernden Medientechnologie sowie der dazugehörigen politischen Rhetorik eine Rolle. Entscheidend ist eher die im Kontext dieser Stichworte stattfindende Umwertung von Erfahrung. Erfahrene Mitarbeiter einer Firma, womöglich noch ausgestattet mit kritischem Urteilsvermögen, bereit zum Widerspruch, sind unter ‚Re-Engineerings-Gesichtspunkten‘, wie Sennett sagt, nicht funktional. Gefragt sind die Eigenschaftslosen, die bereit sind, kompromisslos, angepasst im Hier und Jetzt hart zu arbeiten. Die Zukunft bleibt ausgeblendet. Der in diesem Fahrwasser favorisierte Sozialisationstyp ist das ‚disposable self‘, das ‚Wegwerfsubjekt‘. Menschen mit Vergangenheit, mit Erfahrung ebenso wie solidarisches Verhalten stehen gemäß der Ideologie der New Economy unter Verdikt. Das sich unter diesen Bedingungen abzeichnende Menschenbild beschreiben Lenk, Rumpf und Hieben unter Bezugnahme auf Oskar Negt als ein zu ‚negativer Utopie‘ geronnenes ‚Schreckbild‘. Angst macht die Vorstellung eines ‚absolut flexiblen, allseitig verfügbaren, funktionstüchtigen, anpassungsfähigen, bindungslosen, autonomen Subjekts verwilderter Selbstbehauptung‘. (Lenk u.a. 1999, S. 13)

VI. Short Cuts

Robert Altman schrieb 1993 über seinen Stichwortgeber Raymond Carver, der die ‚Short Cuts‘ lieferte: ‚Was (Carver) (...) tat, war, die wunderbaren Eigenheiten menschlichen Verhaltens einzufangen, Eigenheiten, die inmitten der vielfältigen Lebenserfahrungen existieren‘. Altman fasziniert an seinem Autor die Fähigkeit, das scheinbar unvermittelte alltägliche Leben in seiner Kontingenz sichtbar zu machen. Aus den disparaten Dramen, Komödien und Tragikkomödien der Amerikaner eine ‚Chronik der laufenden Ereignisse‘ zu entwickeln, daran war auch der Regisseur interessiert. Er wollte wie Carver dem Publikum eine ‚Sichtweise der (alltäglichen) Geschehnisse‘ vermitteln. Während der Arbeit stellte Altman dann fest, ‚der Film könnte ewig weitergehen, denn er ist wie das Leben selbst – man hebt das Dach des Weatherschen Hauses an und sieht Stormy, wie er mit einer Stichtsäge seine Möbel zerlegt, dann blickt man unter ein anderes Dach, das der Kaisers, der Wymans oder der Shepards, und sieht sie ganz andere Dinge tun‘. (Altmann 1994, S. 7) Heute müssen wir keine Dächer mehr anheben. Wir klicken uns mit der

‚mouse‘ in die Webcam-gestützten Behausungen der Bewohner von ‚Telepolis‘. Auf diese Weise, so glauben wir, erfahren wir etwas über deren Leben. So wie uns JenniCam wissen ließ, dass ihr Testosteronspiegel zu hoch sei, sie sich von einem Freund getrennt habe, „weil sie, ‚way, way, way, way more often‘ Sex haben wollte“, eben wegen besagtem Spiegel, dass sie ‚on diet‘ sei und nicht allein sein kann. (Medicus 2000) Ob sie wusste, dass ihr letzter Hinweis sie in die Nähe von Pascal rückte oder nicht, spielt keine Rolle. Auf jeden Fall ist sie dessen Einschätzung sehr nahe gekommen, wonach „alles Unglück der Menschen (...) von einer einzigen Ursache (herrühre): nicht unbeschäftigt in einem Zimmer sitzen zu können“. (Bürger 1998, S. 45) Laut Pascal charakterisiert nicht ein reichhaltiges inneres Erleben den Menschen, sondern Leere, die es zu füllen gelte. Sein Begriff des „divertissement“ versammelt deshalb „nicht nur alle kulturellen Aktivitäten“, sondern alle menschlichen Tätigkeiten.

„Nichts ist dem Menschen so unerträglich wie völlige Ruhe, ein Zustand ohne Leidenschaften, ohne Geschäfte, ohne Zerstreuung, ohne Beschäftigung. Er fühlt dann sein Nichts, seine Verlassenheit, sein Ungenügen, seine Abhängigkeit, seine Ohnmacht, seine Leere. Und sogleich steigen aus dem Grund seiner Seele der Lebensüberdruß, die Schwärze, die Traurigkeit, der Kummer, die Lustlosigkeit, die Verzweiflung auf.“ (Bürger 1998, S.45)

Diese unterstellte innere Verfassung des Menschen veranlasst Pascal, an der Kategorie des Subjekts zu zweifeln und gegen Montaigne und Descartes zu polemisieren. Auch Nietzsche hat diesen Zweifel Pascals wahrgenommen und sah „die Möglichkeit einer Scheinexistenz des Subjekts dämmer(n)“. (Nitzsche 1998, S. 11) Für Pascal ist es eine ausgemachte Sache, dass das „Ich der Moderne“ äußerst kritikwürdig ist.“(...) Das Ich hat zwei Eigenschaften: Es ist ungerecht an sich, denn es macht sich zum Zentrum von allem; und es ist eine Plage für die anderen, da es sie unterjochen will, denn jedes Ich ist der Feind und möchte der Tyrann aller sein.“ (Bürger 1998, S. 47)

Schnitt

„Die Theorie der Moderne beginnt in Hollywood“ hat einmal Thomas Assheuer in einem Zeitungsartikel mit dem Titel „Terror des Vergessens“ geschrieben. Er kommentierte die Filme „Wild at Heart“ (David Lynch), „Natural Born Killers“ (Oliver Stone), „Short Cuts“ (Robert Altman) und „Pulp Fiction“ (Quentin Tarantino). All diese Filme variieren das Motiv gesellschaftlicher Kälte und Gleichgültigkeit, indem sie von der in die Subjekte eingelassenen Grausamkeit erzählen. Dies geschieht nicht abstrakt und schon gar nicht erzählen sie vom Grauen als anthropologischer Konstante. Vielmehr berichten sie über exakt zisierte Biographien von Menschen, deren Leben darin besteht, die Erinnerung an einmal erlittene Traumata immer wieder durch neue Tötungsvorgänge auszulöschen. Die Filme zeigen uns, dass die Kindheit vorbei ist, bevor sich das moralische Ich ausbilden kann, „zerstört von einer anonymen Panik, einem unfassbaren Tod (meist nahestehender Erwachsener), vom Krieg der Gesellschaft“. „Die Kinder sind vernarbt, sensorisch depraviert oder unfähig, sich den ‚Anderen‘ einzubilden. So ist das ‚Nicht-Ich‘ stets der wiederkehrende Feind, der alte Schrecken: Wo im moralischen Ich nur Raum für das Trauma ist, wird Identität zum schwarzen Loch, in dem die Urszenen der Kindheit ihr Unwesen treiben: als despotische Erinnerung, (die wiederkehrt und erneut zum Tod führt)“. (Assheuer 1994)

Im Kino oder beim Reden über Filme wäre der ausdrückliche Hinweis auf deren fiktionalen Charakter sicherlich deplaziert. Wir bewegen uns schließlich in der Sphäre der Unterhaltung und auch das Medium Film steht nicht so schnell im Verdacht, anders als das geschriebene Wort, Wahrheiten zu verbreiten. Hier geht es nach wie vor um Illusion und doch lässt sich nicht ausschließen, dass für die jeweilige Betrachterin Wahrheiten transportiert werden, die sie als „orthopädische“ zu nutzen versteht.

Mitte der achtziger Jahre rezitierte Holly Johnson, der Sänger der Popgruppe „Franky goes to Hollywood“ in einer Art Sprechgesang die Sätze: „I am no longer an artist. I have become a work of art. Welcome to the pleasure dome.“

Ende der Neunziger trägt uns nun Neal Gabler seine These vor, wonach unser Leben sich der Form und Struktur des Films angleiche und das Entertainment dabei sei, die Wirklichkeit zu erobern. Zu Beginn seines Buches macht er uns mit zwei Autoren bekannt, der eine Philip Roth, ein Romanautor, der uns bereits in den sechziger Jahren wissen ließ, dass die Wirklichkeit die Literatur in Frage stelle. Er gab damals zu Protokoll: „Die Wirklichkeit übertrifft andauernd unsere Talente, und der Alltag spuckt ständig Figuren aus, bei denen jeder Romanschriftsteller blass wird vor Neid.“ Fast zeitgleich diagnostizierte Daniel Boorstin, sein zweiter Gewährsmann, ich nehme an ein Sozialwissenschaftler, die „bewusste(.) Manipulation der Realität in Amerika“. Anders als Sennett in „Verfall und Ende des öffentlichen Lebens“ kritisierte er, dass „überall das Künstliche, Nicht-Authentische und Theatralische dabei seien, alles Natürliche, Echte und Spontane aus dem Leben zu verdrängen, bis die Wirklichkeit selbst in ein Bühnenstück verwandelt worden sei“. (Gabler 1999, S.11) Die Gefahr lag aus Boorstins Sicht in der Phantasie, die realistischer zu werden drohte als die Wirklichkeit. Offenbar war damals bereits das enorme illusionistische Potenzial des amerikanischen Medienkomplexes wenn nicht ablesbar, so doch immerhin zu ahnen. Negativ zu Ende gedacht, entstand die Vorstellung eines Lebens in totaler Illusion. Für Gabler ist indes klar, dass beide Autoren die Seiten ein und derselben Medaille im Blick hatten. Das Leben selbst war dabei, sich zu einer Show, einem eigenen Medium zu entwickeln, dem Film vergleichbar. Der eskapistische Charakter dieses Projekts ist Gabler bewusst. Auch die doppelte Ironie, die einer sich als Wirklichkeit setzenden ästhetischen Konstruktion und deren theoretischer Beglaubigung unterliegt, scheint dem Autor nicht verborgen. Parallel zum als ‚Film gedachten Leben‘ wird im System Kunst der Wechsel vom Beuys'schen Paradigma „Jeder Mensch ein Künstler!“ hin

zur Proklamation „Jeder Mensch ein Bohemien!“ (Bezzola 1996, S.177) vorgetragen. Gegeben wird auf dieser Probestühne die Verwandlung der autonomen Künstlerin in ihr Werk.

Schnitt

Mit Blick auf Amerika und dessen Literatur teilt uns Michael Rutschky mit, dass „der große Roman, der Amerika leibhaftig“ sei, für den Leser die Nachricht transportiere: „Du kannst ein anderer werden“. Das Selbstverständnis des auf Einwanderung basierenden Amerika sei zutiefst von dem Angebot durchdrungen, Amerikaner werden zu können. Zudem werde im literarischen Genre des amerikanischen Romans „ausgiebig Gebrauch (gemacht) von einem stilistischen Prinzip, das die Heterogenität und Selbstwidersprüchlichkeit der amerikanischen Lebensformen prägnant (darstelle) und sie in eigentümlicher Weise (erkläre). Es ist das Prinzip der Montage.“ (Rutschinsky 2000, S. 761)

Für das Überleben jenseits der Virtualität in der glänzenden Welt der urbanen und suburbanen Räume, die so treffend die Kältemetapher nahelegen, hält Wilhelm Genazino für uns Verwandlungskünstler die „serielle Zeit“ an. Um eine Bedingung der Möglichkeit von Erfahrung aufscheinen zu lassen, bietet er uns den „Stadroman“ als Surrogat an. Die einzige Bedingung, die diese Prothese erfüllen muss, liege in der Absage an „alle Verpflichtungen aufs Allgemeine“. Unter diesen Vorzeichen konstruiert er ein Ich, das sich Zeit nimmt, um in der Stadt zu streunen, zu schlendern, umherzuschweifen. Dieses Ich verhält sich so, „weil es weiß, dass es von der ausschließlich ökonomisch zugerüsteten Stadt, die Kaufkraft binden muss und sonst nichts, keine Primärerfahrungen mehr erhoffen darf“. Es „benutzt die Stadt (...) nur noch als Folie für seine Reflexionsbildung“, wählt die nicht neue Rolle des Flaneurs und nimmt sich Zeit für die „langsame Art der Fortbewegung“. Denn nur so ist der „Reflexionsgewinn“ zu erzielen, „den die Stadt heute noch anbietet“. Es ist nicht auszudenken, was geschähe, würden neben den literarischen Orthopäden alle Fußkranken auf diese oder eine vergleichbare Idee kommen. (Genziano 1998, S. 179 ff.)

Schnitt

Mit einer ganz anderen Orthopädie konfrontiert uns Robert Schurz, indem er vorführt, wie nach seinem Dafürhalten die mikroelektronisch gestützten Simulationstechniken in unseren Lebenswelten als Sozialisationsinstanzen fungieren. Er verweist zunächst auf die Position Adornos, für den feststand, dass das Bewusstsein der Menschen dem kulturindustriell erzeugten Verblendungszusammenhang ausgeliefert sei. Gleichzeitig knüpfte dieser jedoch seine Hoffnungen an das Unbewusste. Dieses innere „Naturreservat“ fasste Adorno gleichermaßen auf als Hort für das Leiden und die Verzweiflung an einer unmenschlichen Welt sowie als „Fanal des Rettenden“, „des Widerstandes“ und „der Befreiung“. Schurz zufolge steht allerdings die Instanz des Unbewussten selbst zur Disposition. (1994) Er begreift unsere televisionären und interaktiven Simulationsmedien als Repräsentanten „ei-

nes (allgemeinen) technologischen Prozesses“, dessen Ziel die „Ersetzung der inneren Natur“ sei. Der durch Simulationstechniken erzeugte Schein verändere die „soziale Kommunikation, also das Soziale schlechthin“. Die hier vorgetragene Substitution innerer Natur durch „die Simulation des Sozialen“ funktioniere, weil der Mensch durch seine Umwelt gebildet werde und darüber hinaus die Umwelt des Menschen, in Anlehnung an Lacan, der Mensch sei. Der schöne Schein des Sozialen universalisiere sich in dem Maße, wie die Mikroelektronik sämtliche lebensweltliche Bereiche durchdringe. Die Folgen solcher Sozialisation durch mikroelektronische Technologien seien in den Anpassungsleistungen an deren Kommunikationsmechanismen zu sehen. Am Beispiel des sogenannten Turing-Tests lasse sich dies verdeutlichen. Drei Akteure seien an diesem Test beteiligt: Eine Maschine und zwei Menschen. Der eine Mensch habe zwei anonyme Kommunikationskanäle: Einer sei mit einer Maschine, ein anderer mit dem Partner verbunden. Der Proband solle nun durch geschicktes Fragen herausfinden, welcher Kanal zu einem Menschen und welcher zu einer Maschine führe. Könne er es nicht herausfinden, habe die Maschine den Test bestanden. Das hieße, sie könne menschliche Kommunikation simulieren.

Das wirkliche Problem sei heute jedoch nicht die Qualität der Maschine, sondern die kommunikative Kompetenz des Menschen. Es stelle sich daher die Frage, ob er zukünftig den Test überhaupt noch durchführen könne. Auf Seiten des Testenden sei die Unterscheidungsfähigkeit gefragt, die es ihm ermöglicht, zwischen maschineller und menschlicher Kommunikation zu unterscheiden. Der Partner müsse in der Lage sein, anders zu antworten als die Maschine. Beides, so Schurz, sei indes anzuzweifeln. „Indem das Soziale zusehends von maschinellen Elementen durchsetzt wird, sozialisieren diese die innere Natur des einzelnen Menschen, wobei es sich um einen Ersetzungsvorgang handelt. Der Ersatz ist eine Bedürfnisstruktur, die in einer simulierten Umwelt funktionsfähig ist. Wenn also die Maschine über den Menschen triumphiert, was immer auch diese abgeschmackte Redensart bedeuten mag, dann nicht weil die Maschine den Turing-Test bestanden, sondern weil der Mensch ihn nicht bestanden hat.“ (Schurz 1994)

Über die Beschaffenheit der oben erwähnten Bedürfnisstruktur darf spekuliert werden. In Schurzens Argumentation läuft das prothetische Projekt einer Substitution der inneren Natur darauf hinaus, den Menschen die Leidensfähigkeit zu nehmen. Solange aber das Leiden an einer entfremdeten Welt noch erfahrbar sei, habe die Philosophie die Aufgabe, darauf hinzuweisen. Da zudem Fernsehen und interaktive Medienspektakel nicht satt machten, könne das Leiden durch die Wiederkehr „allgemeiner Lebensnot“ zurückkehren.

Was machen wir, bis es soweit ist? In unseren ästhetischen Spielhöhlen samt unserer Prothesen auf Godot warten? Was machen wir, wenn zwischendurch eine unerwartete Konfrontation mit Wirklichem der etwas unangenehmeren Art ins Haus steht?

Dann müssen die Frauen ran und die Drecksarbeit machen. So wie in der Kunst Jenny Holzer, die auf ihrer Haut notiert: „I AM AWAKE IN THE PLACE WHERE WOMEN DIE“. Oder Cindy Sherman, die mit Versatzstücken aus Latex ihren Körper in mehr oder weniger ansehnliche Erscheinungen verwandelt. Mit ihren hypertrophen Bildwelten, die sie mitunter als „Film Stills“ bezeichnet hat, sollen Kunstgeschichtliches und Wirkliches unserer Wahrnehmung wieder zugänglich gemacht werden. Folgerichtig nannte dann auch Marina Abramovic ihre Performance auf der vorletzten Biennale in Venedig „Cleaning the house“. In einem weißen Gewand saß sie inmitten eines riesigen Haufens noch blutiger Rinderknochen und schrubte sie Tränen überströmt in einer Atmosphäre von Schweiß und süßlichem Blutgeruch mit einer Drahtbürste sauber. Es war ihre Art, als Serbin auf die „Desastres de la Guerra“ des jugoslawischen Bürgerkrieges zu reagieren.

Was machen wir, wenn uns die „freiflottierende, richtungslose Gewalt“, die ohne „ideologische Legitimation“, auskommt, um die Ohren fliegt? (Eisenberg 2000 a/b)

Horst Kurnitzky macht darauf aufmerksam, was geschieht, wenn „die zivile Gesellschaft als solidarische Gesellschaft in der New Economy verdampft oder gar nicht erst entsteht“. Das „isolierte Individuum“ suche nach Schutzräumen, die es vor der als aufdringlich und übergriffig empfundenen realen Welt schützen sollen. Mit Hilfe klassischer Drogen, „künstlicher Paradiese“, „Religionsgemeinschaften, Therapiegruppen“ oder durch Einloggen ins Internet sollen verloren gegangene Gruppenerlebnisse kompensiert werden.

„Wenn das nicht reicht, müssen reale Kultveranstaltungen leisten, wozu virtuelle Gemeinschaften und Welten nicht mehr in der Lage sind. Den politischen Populismus wieder mit einem religiösen Stimmungskult zu verbinden, sind die Perspektiven einer Gesellschaft, der die (Balance) von Bedürfnissen und Interessen nicht mehr gelingt. Wenn alle Rauschmittel versagt haben, bleibt nur noch der Bluttausch.“ (Kurnitzky 2000)

Dem ist nichts mehr hinzuzufügen, außer einem Hinweis auf Goetz Eisenberg, der beeindruckt vom Gewaltpotenzial unserer „Ego shooter“ auf die Konkurrenz zwischen der klassischen Kleinfamilie mit ihrem „neurotischen Familienroman“ und der „Gerätefamilie“ aufmerksam macht. (Eisenberg 2000 a, S.25) Das „Prinzip der intakten Kleinfamilie“ mit dem unterstellten „Dreiecksverhältnis von Eltern und Kind“, ohnehin eine „geschichtliche Vorstellung“, wird durch den Einbruch der Realität und der durch sie sich vollziehenden „Entmächtigung der Eltern zugunsten des Realitätsprinzips“ erodiert.

„Vater und Mutter sind (für die Kinder) der sinnlich fassbare Anlass, Enttäuschungen, die gar nicht durch sie selber verursacht sein müssen, zu artikulieren. Deshalb sind die Erwartungen, die an sie gestellt werden, immer weniger durch sie selber zu befriedigen. Sie sind also prinzipiell und beide untreu. Die Aufhebung

dieser Untreue geschieht durch Umverteilung des Schadens: ‚Es möge so sein, daß ich nicht derjenige bin, der den Schaden erleidet.‘ Wenn das alle so empfinden, ergibt sich ein Kampf aller gegen alle um den Platz des Nicht-Geschädigten.“ (Negt. 1981, S. 902)

Mit diesen Überlegungen im Hinterkopf stellt für Eisenberg „König Ödipus“ keine adäquate Option mehr dar. Ironisch stellt er deshalb fest, dass ein Analytiker das Erstgespräch nicht mehr mit der Aufforderung zu beginnen hätte: „Erzählen Sie mir von Ihrer Beziehung zu ihren Eltern, sondern mit den Fragen: An welchem Computersystem sind sie aufgewachsen? Wann hatten sie Ihren ersten Sony?“ (Eisenberg 2000 a, S. 25 / 26)

Einen Satz weiter stellt Eisenberg fest, dass der Wegfall des durch ein Gewissen geleiteten ‚Ich‘, die Frage: „Hast du es getan?“ ins Leere laufen ließe. Mit seiner Sicht der Dinge kommt er in die Nähe der Positionen von Schurz und Assheuer. Dieser hatte seine Wahrheiten u. a. aus Filmen extrahiert, als er feststellte, dass dort, „wo im moralischen Ich nur Raum für das Trauma ist,(...) Identität zum schwarzen Loch (wird), in dem die Urszenen der Kindheit ihr Unwesen treiben: als despotische Erinnerung, (die wiederkehrt und erneut zum Tod führt)“. (Assheuer 1994) Und jener skizziert uns ein Szenario, das es zumindest denkbar erscheinen lässt, dass unsere Anpassungsleistungen an die elektronisch simulierten Welten unsere psychischen Strukturen nicht unberührt lassen. Die bevorstehende Apokalypse, die Totalität eines subtil ausgeklügelten Überwachungsstaates oder einer sich zu Tode amüsierenden Spaßgesellschaft lassen sich hiervon sicher nicht ableiten. Zu bedenken scheint mir allerdings die Überlegung, ob nicht in einer vorgestellten Zweidrittelgesellschaft die Sozialisation durch Simulationsmedien negative Folgen vor allem auf Seiten der Alleingelassenen, ins Abseitsgeratenen hervorbringen dürfte. Darüber hinaus bleibt festzuhalten, dass die Geschichte der abendländischen Kultur – und nicht nur dieser – voll ist von mehr oder weniger kleinen Medienrevolutionen, die ohne Anpassungsleistungen samt der gesellschaftlichen und individuellen Folgen keine Zukunft gehabt hätten.

VII. Vision

„Den richtigen Ort mitten im Falschen“ gibt es dort, wo die „Wirklichkeit(...) auch nur ein Wahn“ ist. (Iden 2000) Wir dürfen teilhaben an einem Expertentreffen in Gotha im Osten unserer Republik. Eine Gruppe hochqualifizierter Fachleute arbeitet an einem ehrgeizigen Projekt. „Einer ist Unternehmensberater, einer Architekt, ein dritter Bauleiter, es gibt einen Fachmann für die Vermittlung von Arbeitskräften, ein Kapitän ist zuständig für die Logistik und auch ein Kommunalpolitiker gehört zum Planungsstab. Unter Anleitung eines Leonhard und seiner Assistentin wird projektiert und koordiniert, kalkuliert und organisiert. Bauten werden

entworfen und Transportschiffe übers Meer geschickt. Hektisch geht es zu, die Männer sprechen den Jargon von Experten, durchsetzt von vielen chiffrierten Kürzeln, etwas ganz Neues soll entstehen.“

Abgeschirmt von der Außenwelt werden wir Zeuge eines gigantischen Vorhabens. Mitten im Bottnischen Meerbusen auf einer Insel soll ein „Traumort“ entstehen. Hier schreckt man vor keinem Aufwand zurück. So plant der Kommunalpolitiker den Anschluss der Insel per Tunnel ans Festland. Das Projekt trägt den Namen „Vineta“, inspiriert von jener „untergegangenen Insel, mit der sich Vorstellungen von Reichtum, idealer Ordnung und glücklichem Leben verbinden“. Uns fasziniert diese Ansammlung von Kompetenz und Aktivität, dieses grenzenlose Selbstbewusstsein, mit der diese Macher bei der Arbeit sind.

Allerdings überrascht es, als ein junger, neu zur Gruppe hinzu gekommener Architekt „den gesamten Entwurf der Bebauung über den Haufen werfen darf“. Schließlich wird klar, dass wir beobachtende Teilnehmer an einem therapeutischen Prozess sind, dem sich die Männer unterziehen. „Sie sind alle auf früheren Positionen Gescheiterte, die Simulation einer gemeinsamen Aufgabe soll ihnen helfen, den erlittenen Verlust an Wirkungsmöglichkeiten zu kompensieren, den Aufprall abzufedern“, wie der Projektleiter es formuliert. Die Experten selbst wissen nichts vom fingierten Charakter dieser Veranstaltung. Für sie ist das „Vineta-Projekt“ real. So hat sich der Kommunalpolitiker mit dem doppeldeutigen Satz von seiner Frau verabschiedet: „Wenn ich heimkomme, Schätzchen, bin ich Geschichte“. Das sich hierin, neben dem nicht zur Kenntnis genommenen möglichen Scheitern, auch ausdrückende Selbstbewusstsein sollen die Männer zurückgewinnen.

„Was sich (für uns) bis zur Aufdeckung des Therapie-Konzepts (ereignet), ist also alles nur Wahn. Aber es geht in diesem geschlossenen System nur eingebildeter Herausforderungen so realistisch zu, wie in der Praxis außerhalb: Die gleichen Rivalitäten, Intrigen, Führungskämpfe.“

Wie lässt sich Wirkliches von Virtuellem trennen, wenn zunehmend die Grenzen verschwimmen? „Wieviel ist schließlich immer Einbildung an der Bedeutung der Funktionen, die einer wahrnimmt?“ Wie verhält es sich mit unseren Utopien, wenn es sie überhaupt noch gibt und wie können wir leben unter unseren kontingenten Perspektiven?

Diese Fragen „entziehen die Komödie dem bloß Scherzhaften, als das sich das Treiben der Planungsgruppe bald darstellt“, schreibt Peter Iden. „Der Witz ist, dass wir alle gemeint sind und jederzeit mitspielen. Seit Dürrenmatt hat keiner so wie Rinke die Farce als Wahrheit und die Wahrheit als Farce erfasst – und das Theater verstanden als das Medium, in dem die Illusion und deren Widerruf einander ständig bedingen“ – ganz so wie im richtigen Leben. (Rinke 2000)

Gehen wir zum Abschluss noch einmal ins Museum und begleiten Cees Nooteboom in eine Edward Hopper-Ausstellung, eine Retrospektive Anfang der achtziger Jahre im New Yorker Whitney Museum. Eine der Wahrheiten, die er bei sei-

ner Beschäftigung mit Hoppers Bildwelten entdeckte, lautet: Hopper „hat nicht etwas gemalt, was er gesehen hat (er hat vielleicht auch etwas gemalt, was er gesehen hat), sondern er hat etwas gemacht, sogar konstruiert, fast wie ein Ingenieur, das wir sehen sollen“ (Nooteboom 2000, S. 307). Am Beispiel des Bildes *Morning Sun* erläutert Nooteboom diesen Sachverhalt. Wie in vielen Bildern Edward Hoppers erschließt sich die Intimität des Interieurs durch strenge Konzentration auf das für die Szene Wesentliche. Eine Raumecke, ein Bett, ein offenes Fenster, die Silhouette einer Häuserreihe, eine Frau. An der Wand eine Reflexion des Sonnenlichtes, das durch das Fenster fällt. Die Frau sitzt in einem lachsrosa Unterrock mit angezogenen Beinen auf dem Bett und schaut aus dem Fenster. Wir, die Betrachterinnen, die Hopper nicht abbildet, werden schließlich von ihm im Bild platziert, indem er den Ort seiner Beobachtung so nahe vor das Bett verlegt, dass uns keine andere Wahl bleibt, als dem Maler bei seiner Indiskretion zu folgen. Die Konstruktion des Bildes nötigt uns in die Rolle des Voyeurs und verstellt somit jede Alternative. Mit der Entscheidung, sich dieses Bild anzusehen, schnappt die Falle zu. Jetzt müssen wir, folgt man Nooteboom, gewahr werden, dass Hopper durch die szenische Verdichtung in den Bildern seinen Protagonisten die volle Last moderner Existenz aufbürdet. In die Enge getrieben, vereinsamt, gehen sie in den Zimmern, den Bars, auf den Veranden, anonym ihren jeweiligen Beschäftigungen nach.

„Wir sehen, wie er die Räume so gefährlich leer zu lassen wagt, dass er seine Figuren im wahrsten Sinne des Wortes in die Ecke treibt, Wesen voll geballter Einsamkeit. In ihrer äußerlich so ‚selbstverständlichen‘ Welt (...) agieren sie schweigend, sie lesen, still auf einem Bett oder einem Stuhl sitzend, umgeben von Gegenständen, die genau so einzeln solide und unabhängig existieren – ein Koffer, eine Lampe, ein Hut –, abwesend als Ding, anwesend als Gattung. Keine Namen, sondern Menschen. Keine Hüte, sondern Dinge.“ (Nooteboom 2000, S. 307, vgl. auch Hopper 1981)

Hier haben sich zwei Meister des Imaginären getroffen, zwei, die wissen, dass man der Wirklichkeit nicht durch Abbilden auf die Schliche kommt, sondern dass man ihre Signifikanten verschieben und die Kontexte wechseln muss. Der Literat wählt eine Malerei, die auf den ersten Blick die bekannten Urteile zu bestätigen scheint, die der Betrachterin vor einem realistischen Bild in den Kopf kommen könnten. Das Bild ist Resultat der Auseinandersetzung des Malers mit dem Sichtbaren, auf das sich dessen Aufmerksamkeit konzentriert. Es ist Ergebnis eines Arbeitsprozesses, der die besonderen Beziehungen zwischen ihm und den Gegenständen seines Interesses thematisiert und zudem die besondere Psychologie der Menschen und Dinge zu Tage gefördert hat. Eine Reihe gestalterischer Tricks verbürgen schließlich die persönliche Handschrift. Wäre dies das *Movens*, hätte Nooteboom sich nicht für Hopper entschieden. Denn diese Standards erfüllt er in seiner eigenen literarischen Praxis. Was ihn statt dessen hat aufmerksam werden lassen,

so meine These, ist nicht das kunsthistorisch verbürgte, sondern das gattungsfremde, filmische Moment, das Hoppers Bildern eigen ist. Konstruktionsprinzipien des Films, des Theaters und der Malerei verweisen aufeinander, markieren aber gleichzeitig die Brüche einer Kultur, die als Ganze nicht mehr zu haben ist. Diese Brüche sind entscheidend am Zustandekommen der besonderen Stimmungen dieser Bilder beteiligt. Sie evozieren diese irritierenden Momente des ‚in between‘, des Sitzens zwischen allen Stühlen. Die hierbei aufscheinenden Freiräume und Leerstellen liefern das Material, aus dem sich jener Stoff weben lässt, von dem ‚Orthopäden‘ hoffen, dass er ihnen selbst und anderen behilflich sein könnte. Behilflich bei ihrer Suche nach Wahrheiten und ihren Versuchen, Erfahrungsfelder zu erschließen in einer verdinglichten Welt, in der alles Konstruktion ist, auch die innere Wirklichkeit.

Literatur

- Adorno, T.W. (1982): *Minima Moralia*, Frankfurt a.M.
 Adorno, T.W. (1976): *Ästhetische Theorie*, S.133, Schriften 7, Frankfurt a.M.
 Altman, R. (1994): *Meine Auseinandersetzung mit Carvers Geschichten*. In: Raymond Carver „Short Cuts“, München.
 Assheuer, T. (1994): *Der Terror des Vergessens – Von Short Cuts zu Pulp Fiktion*. In: *Frankfurter Rundschau* vom 10.12.1994.
 Benjamin, W. (1991): *Gesammelte Schriften*, Bd.IV.1, Frankfurt a.M.
 Bezzola, T. (1996): *Massenboheme*. In: *Kunstforum International*, 5 – 9.
 Bianchi, P. (1996): *Subversion der Selbstbestimmung*. In: *Kunstforum International*, 5 – 9.
 Bürger, P. (1992): *Das Denken des Herrn*, Frankfurt a.M.
 Bürger, P. (1998): *Das Verschwinden des Subjekts*, Frankfurt a.M.
 Eisenberg, G. (2000a): *Amok-Kinder der Kälte*, Reinbek 2000.
 Eisenberg, G. (2000b): *Gewalt die aus der Kälte kommt*. In: *Frankfurter Rundschau* 8.9.2000.
 Franck, F. (1993): *Ökonomie der Aufmerksamkeit*. In: *Merkur 9/10*. „Medien. Neu?“ Stuttgart.
 Früchtl, J. (1989): *Das absurd unverschämte Ich – Zur Selbststrettung des Herbert Achternbusch*. In: „Rowohlt Literaturmagazin 24“, Reinbek.
 Gabler, N. (1999): *Das Leben ein Film*, S.11 – 13, Berlin.
 Genazino, W. (1998): *Das Exil der Blicke. Die Stadt, die Literatur und das Individuum*. In: „Achtung Baustelle“, Frankfurt a.M.
 Hopper, E. (1981): *Gemälde und Zeichnungen*, Katalog zur Ausstellung im Whitney Museum of American Art, München.
 Iden, P. (2000): *Die Wirklichkeit ist auch nur ein Wahn, zu Moritz Rinke's Stück: „Republik Vineta“*. In: *Frankfurter Rundschau* 25.9.2000.
 Kirchhoff, B. (1995): *Legenden um den eigenen Körper*, *Frankfurter Vorlesungen*, Frankfurt/M.

- Kohut, H. (1981): *Die Heilung des Selbst*, Frankfurt a.M.
 Kurnitzky, H. (2000): *Den Realitätstunnel verlassen*. In: *Frankfurter Rundschau*, 16.8.2000.
 W.Lenk, M.Rumpf, L.Hieber (1999): *Kritische Theorie und politischer Eingriff*, Hannover.
 Medicus, T. (2000): *Hilfe mein Testosteronspiegel ist zu hoch*. In: *Frankfurter Rundschau* 12.5.2000.
 Müller, H. (1991): *Der Teufel sitzt im Spiegel*, Berlin.
 Negt, O./Kluge, A. (1981): *Geschichte und Eigensinn*, Frankfurt a.M.
 Nietzsche, F. (1988): *Die fröhliche Wissenschaft*. In: *Kritische Studienausgabe*, hg. von G. Colli/M. Montinari, Bd.3, München, Berlin, New York.
 Nooteboom, C. (2000): *Hotel*, Frankfurt a.M.
 Rinke, M. (2000): *Republik Vineta*, Programmheft Thalia Theater.
 Rutschky, M. (2000): *Der Große Amerikanische Roman*. In: *Merkur 9/10*, Stuttgart.
 Schurz, R. (1994): *Die Psyche als Prothese*. In: *Frankfurter Rundschau*, 26.11.1994.
 Sennett, R. (1986): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens*, Frankfurt a.M.
 Sennett, R. (2000): *Der flexibilisierte Mensch – Zeit und Raum im modernen Kapitalismus*. In: „Die Wirtschaft in der Gesellschaft“, hg. von P. Ulrich/T. Maak, Bern, Stuttgart, Wien.
 Theweleit, K. (1994): *Sirenschweigen, Polizistengesänge – Zu J. Demmes „Das Schweigen der Lämmer“*. In: *Bilder der Gewalt*, hg. von R.Fischer/P.Sloterdijk/K.Theweleit, München.

REZENSION

Harry Mulisch: Die Prozedur. Roman. Aus dem Niederländischen von G. Sefrens. München/Wien 1998, 267 Seiten, DM 39.80, Hanser und Reinbek bei Hamburg 2000, 272 Seiten, DM 16.90, Fischer TB

Mit seinem 1998 erschienenen Roman „Die Prozedur“ wendet sich der niederländische Autor Harry Mulisch, bekannt geworden durch seine Reportage über den Jerusalemer Eichmann-Prozess („Strafsache 40/61“; 1962), seinen politisch-psychologischen Zeitroman über die niederländische Kollaboration („Das Attentat“; 1982) und den großen Jahrhundertroman „Die Entdeckung des Himmels“ (1995), erneut einem so brisanten wie aktuellen Thema zu: der künstlichen Erschaffung von Leben und seiner biotechnischen Manipulation, das er in drei Kapiteln und zwölf „Heften“ durch verschiedene Traditionen und Zeiten verfolgt und zu einem faszinierenden literarischen Gebilde aus realen Fakten, Fiktion und Spekulation verwebt. Dass dieser Roman seit kurzem auch als Taschenbuch zu haben ist, mag Anlass genug sein, ihn hier vorzustellen. Maßgeblicher für eine Besprechung im Zusammenhang des vorliegenden Themenheftes ist jedoch die Tatsache, dass „Die Prozedur“ in nicht geringem Maße um das Thema der „inneren“ und der „äußeren“ Realität(en) kreist, von dem hier insgesamt die Rede ist. Denn eines seiner zentralen Motive ist die Sprache, ein Phänomen, das sich wie kaum ein anderes zwischen den Bereichen des „Innen“ und des „Außen“ bewegt: das Reich der Symbole und Metaphern, das Medium der Kommunikation, der Sinnformulierung und Bedeutungszuweisung, der Stoff immer neuer Kombinationen und Interpretationen, die, festgehalten durch die Schrift, im Prozess des Lesens stets aufs Neue aktualisiert und zum Leben erweckt werden können.

Sprache ist in Mulischs Roman nicht allein das Medium, sondern auch das zentrale Motiv des Erzählens über das Geheimnis der Entstehung, oder besser: der Schöpfung von Leben in jeglicher Form. Der Gedanke, dass nicht nur die Kultur, sondern dass sogar die ganze Welt Text und als solcher „lesbar“ sei, ist keineswegs erst eine Erfindung postmoderner Theoretiker des 20. Jahrhunderts. Schon die berühmten Verse des Romantikers Joseph von Eichendorff, besagend, dass „ein Lied in allen Dingen“ schlafe und man „die Welt“ mit dem rechten „Zauberwort“ wieder zum Singen bringen könne, sprechen diesen Gedanken aus, und auch sie sind bereits eine Variation sehr viel älterer Spekulationen, die da zum Beispiel heißen: „Im Anfang war das Wort“ als Grundlage und Quintessenz alles Geschaffenen. Hier liegt der Schlüssel des Schöpfungsgeheimnisses, mit dem Mulisch seine „Prozedur“ beginnt. Um es jedoch zu ergründen, muss man noch weiter zurückgehen. Weil „Wörter aus Buchstaben bestehen, so wie Moleküle aus Atomen, muss

sich die Aufmerksamkeit auf diese elementaren Bausteine richten: die zweiundzwanzig Buchstaben des hebräischen Alphabets, Otijot genannt“. Elementarteilchen der Sprache und Elementarteilchen der Dingwelt – hier stehen sie lediglich in einem metaphorischen Verhältnis. Dass aber und wie das hebräische Otijot tatsächlich die Grundlage und das Material allen Lebens darstellt, erfahren wir aus dem „Sefer Jezira“, dem „Buch der Schöpfung“, dem bis heute geheimnisvollsten Buch der jüdischen Überlieferung, einer „rätselhaften Anleitung“, wie durch eine unzählige Reihe von Kombinationen der Buchstaben des Alphabets mit den vier Buchstaben JHVE des unaussprechlichen Gottesnamens dereinst der Mensch und die ganze Welt geschaffen worden sind.

Mystische Sprachspekulation - ein verblüffender Einstieg in einen Roman, der uns wenig später, und das über weite Strecken durchaus im Stile klassischer Fiktion, ins neblig-winterliche Prag des 16. Jahrhunderts versetzt, uns die geheimnisvolle Audienz des berühmten Rabbi Löw bei Kaiser Rudolf II. am 16. Februar 1592 miterleben lässt und die Erschaffung des sagenhaften Golem, der uns dann ins 20. Jahrhundert führt, in die Welt moderner Paarbeziehungen und der internationalen Spitzenforschung, wo es dem Biochemiker Victor Werker erstmals gelungen ist, auf künstlichem Weg einen lebendigen Organismus, den „Eobionten“, zu erzeugen. Doch immer wieder begegnen wir demselben Muster: Sprache, Schrift und ihre Entzifferung, das richtige Lesen also, als Grundlagen dafür, das „Leben“ zu begreifen und den originalen Schöpfungsakt womöglich noch einmal zu vollziehen – sei es durch die endlosen Kombinationen der vier Buchstaben JHVE nach Anleitung des „Sefer Jezira“, sei es durch die Entzifferung der endlosen Kombinationen der vier Buchstaben AGTC, mit denen Watson und Crick die chemischen Grundstoffe der DNA bezeichneten, in der wir erstaunt die Struktur der alten Buchstabenmystik wieder erkennen. Und es scheint zumindest auch eine Variation dieses Musters zu sein, wenn die Bildhauerin Gretta mittels der Temperaturmethode den optimalen Zeitpunkt zur (Er-)Zeugung ihres Kindes bestimmt, also ebenfalls die notwendigen Elemente in der richtigen Kombination zum rechten Zeitpunkt vereint.

Das Prinzip von Ähnlichkeit und Variation, das sich in diesen verschiedenen Versionen von den Grundlagen des Lebens zeigt, ist ein zentrales Charakteristikum von Mulischs Roman und sicher ein Grund für seine literarische Lebendigkeit und Faszination. Je länger hier erzählt wird, um so dichter wird das Gewebe der motivischen Wiederholungen und Variationen, die es zu entdecken und zu deuten gilt. Dass zum Beispiel der Rabbi Löw seinen Golem aus Lehm fertigte, bevor er zum mystischen Akt der Erweckung schritt, weiß man natürlich aus Meyrinks Golem-Roman und Fritz Langs Verfilmung. Dass er sich dabei desselben Materials bediente, wie dereinst Gott bei der Erschaffung Adams, des „ha-´adam“ aus Erde, aus „ha-´adamah“, erscheint uns ebenfalls selbstverständlich. Wenn wir aber später lesen, dass die Bildhauerin Gretta, wenn auch freilich von Berufs wegen, beständig Lehm an ihren Händen hat, dann verstehen wir das bereits als einen Hinweis dar-

auf, dass auch sie mit der Entstehung oder Erzeugung von Leben essentiell zu tun hat. Und wenn Victor Werker an noch späterer Stelle die These des Biochemikers Alexander Cairns erörtert, dass das Leben aus Lehm, nämlich aus mikroskopisch kleinen Lehmkristallen, entstanden sei, dann schlägt das einen überraschenden Bogen zurück bis hin zur Genesis. Ebenso wie die mystische Buchstabenkombinatorik, erscheint nun auch der biblische Lehm in einem unerwarteten und neuen Licht.

Auch die „Erweckung“ des neuen Lebens, sein Hervortreten und seine Geburt, wiederholt und variiert Mulisch dergestalt über Zeiten und Kontexte hinweg. Ekstatisch-eruptiv geht es dabei zu. Glut, Hitze und Dampf, der Geruch „nach frischem Brot und altem Blut“ begleiten die Erweckung des Golem am nächtlichen Moldauufer. Die Geburt von Grettas Sohn (des späteren Biochemikers Werker), Ergebnis der mit kühlem Kopf geplanten Zeugung, ist ein nicht minder eruptives Ereignis, das auf ganzen 12 Seiten überaus packend vor uns abläuft. Dabei ist es sicher kein Zufall, dass an seinem Beginn nicht nur „etwas blutiger Schleim“ aus Grettas Vagina tropft, sondern zugleich auch „der heilige Geruch frisch gebackenen Brotes (...) aus dem Innenhof“ heraufsteigt, vermischt „mit süßen Schwaden von der Kaffeerösterei eine Straße weiter“. Aber auch an anderer Stelle solch eine Eruption: „Halt Dich fest! Unterirdisches Grollen, Krachen, die Erde bebt“, etwas ist „in Bewegung geraten und prallt nun aufeinander wie sich verschiebende Kontinentalplatten“ – das ist der Beginn der Erzählung vom Golem im dritten „Heft“, der Einstieg in die eigentliche Fiktion. Auch hier, so verstehen wir, eine „Geburt“, auch die Erzählung „neues Leben“, kombiniert, zusammengewebt aus den Molekülen der Sprache und dem Fundus der Bilder und erwacht im Moment der Niederschrift und der Lektüre.

Mulischs Roman über das Geheimnis des Lebens ist zugleich ein Roman über das Geheimnis des Erzählens, das nicht nur beschrieben, sondern im Lesen mitvollzogen werden soll. Von seinem ersten Satz an befinden wir uns an der Seite des Autors im Prozess, in der „Prozedur“ des Erzählens: „Klar, ich kann natürlich mit der Tür ins Haus fallen und mit einem Satz beginnen wie Das Telefon läutete. Wer ruft wen an? Warum? Es muß sich um etwas Wichtiges handeln, denn sonst würde die Akte nicht damit anfangen. Spannung! Action! Aber das geht diesmal nicht. Im Gegenteil. Bevor hier etwas zum Leben erweckt werden kann, müssen wir beide uns durch Einkehr und Gebet vorbereiten. (...) Ehe wir fortfahren zu schreiben und zu lesen, werden wir also zunächst einen Tag lang fasten, dann nehmen wir ein Bad in kühlem, sauberem Wasser, worauf wir uns in ein Gewand aus allerfeinstem, weißem Leinen hüllen.“ Ehe etwas „zum Leben erweckt werden kann“ – wir verstehen, dass dies das Erzählte wie das Erzählen selbst betrifft.

Wo aber vom Leben die Rede ist, von seiner Erschaffung und Erzeugung, da steht zugleich der Tod zur Debatte. Das in der neueren Literatur ja selten gewordene Pathos des Romaneinstiegs entspricht dem Gewicht seines Themas. Leben und Tod stehen hier immer wieder in radikaler Kontrastposition. Victor Werker, der

Erfinder, „Erzeuger“ des „Eobionten“, muss hilflos zur Kenntnis nehmen, dass seine ungeborene Tochter im Mutterleib stirbt. Er, der die anorganische Materie zum Leben „erweckt“ hat, scheitert jämmerlich im Angesicht dieses Todes. Freilich ist Harry Mulisch weit davon entfernt, einen kausalen Zusammenhang zwischen beidem auch nur zu suggerieren; das überlässt er den frommen Eiferern, die den „Gotteslästerer“ Werker mit anonymen Drohungen – und schließlich nicht nur mit Drohungen – überhäufen. Ebenso wie im Falle der Erschaffung des Lebens, greift Mulisch vielmehr auch hier in den Fundus der historischen, religiösen und literarischen Überlieferungen, bietet Motive an, verdichtet, wie es eben das Geschäft des Dichters ist. Welches Schicksal ereilte zum Beispiel Victor Frankenstein, Mary Shelleys geniale Schöpfung, dessen Namen Victor Werker trägt? Was war das Geschick des Pygmalion? Und wie war es damals bei der Erschaffung des Golem? Derjenigen Golemgestalt allerdings, die Mulischs Rabbi Löw erweckt, aufgrund eines winzigen Fehlers in der Konjugation des Gottesnamens mutiert, nicht ein Abbild des ersten Mannes, sondern der ersten Frau, die bald ein tödliches Messer gegen ihre Erzeuger wendet? Unheil, so erfahren wir, erwuchs ja sogar schon aus der Erschaffung des ersten Menschen. Denn tatsächlich waren es zwei, ein Mann und ein Weib, beide aus Erde gemacht und daher einander ebenbürtig – bis das nicht unterwerfungswillige Weib verstoßen wurde und seither als Lilith die jüdische und christliche Dämonologie durchzieht, Männer verführend des Nachts, den gebärenden Frauen nach dem Leben trachtend und Neugeborene erwürgend. Wie lesen wir es nun in diesem Zusammenhang, dass Victor Werkers ungeborenes Kind sich mit der Nabelschnur stranguliert, während der künstliche Eobiont zum Leben erwacht ist?

Das Geschäft des Entzifferns solcher Zusammenhänge teilen wir mit der literarischen Figur Harry Mulischs, mit Victor Werker. Seine Kongress- und Forschungsreisen führen ihn nach Berkeley, nach Venedig und nach Kairo. Doch während er hier die Elemente des Lebens zu entziffern sucht – beispielsweise die DNA ägyptischer Mumien –, wendet sich seine Aufmerksamkeit immer mehr der Entzifferung seines eigenen Scheiterns gegenüber dem Tod zu, an dem auch die Beziehung zu der Frau, die er liebt, zerbrochen ist. Diese Reflexionen werden zu einem Erzählen über die Kluft des Todes hinweg. Dabei nehmen die Orte, an denen Werker sich auf der doppelten Suche nach dem Leben und nach dem Tod bewegt, ihrerseits die Gestalt dieser Suche an. Kairo, die hektisch-betriebsame Stadt am Rande der Wüste mit dem Blick auf die Gräber der Pharaonen, wird zum Erlebnisrahmen eines Grenzanges zwischen Leben und Tod, ebenso der Flug in einer „El-Al“-Maschine nach Jerusalem, in deren Motor ein Brand ausbricht. Auf andere Weise Berkeley, Venedig und Werkers Heimatstadt Amsterdam, alle drei voll spiegelnden Wassers - und Nebel, immer wieder Nebel. Während er die Konturen der Orte auflöst und die Umrisse undeutlich macht, nimmt auch das Romangeschehen zunehmend kriminalistische Züge an, die immer mehr ins Surreale, Kafkaeske ten-

dieren. Auf der Suche nach einer bestimmten Lokalität im Zusammenhang mit der Verhinderung eines geplanten Mordes werden die Straßen von Amsterdam zu einer Schrift, die sich immer weniger entziffern zu lassen scheint. Im nebligen Dämmer werden die Wege zweideutig. Der alte jüdische Friedhof, auf dem „zahllose Grabsteine“ nebeneinander liegen und stehen wie „das verfaulte Gebiß eines vorsintflutlichen Monsters“ – gleicht er nicht plötzlich aufs Haar dem jüdischen Friedhof in Prag, auf dem ebenfalls „Tausende von Grabsteinen kreuz und quer durcheinanderstehen“ wie (wir vergewissern uns, indem wir im Buch zurück blättern) „das verfaulte Gebiß eines vorsintflutlichen Monsters“? Das Amsterdam des Victor Werker und das Prag des Rabbi Löw rücken zusammen, werden wie übereinander geblendet, aber auch das Prag Franz Kafkas mischt sich ein, auf dessen „Prozeß“ ja schon der Titel der „Prozedur“ so überdeutlich anspielt und dem wir im Roman immer wieder augenblicksweise begegnen. Auf den letzten Seiten schieben sich die beiden Städte, Amsterdam und Prag, ebenso unauflöslich zusammen wie die beiden Texte, die „Prozedur“ und der „Prozeß“. Und am Ende des Romans wissen wir bestimmt, dass wir die letzte Szene irgendwo schon einmal gelesen haben.

Nicht allerdings sein allerletztes Ende. Ein früherer Rezensent der „Prozedur“ fand einen „altersweisen Charme“ Harry Mulischs darin, dass er hier „selbst dem Tod noch ein Glücksgefühl abzurufen“ vermöge. Ich würde das nicht so sagen. Denn die Phantasie von der Unsterblichkeit, der andere Menschheitstraum, mit dem Mulisch sein Buch über den einen von der künstlichen Erschaffung des Lebens schließt, ist nichts als eine Kopfgeburt, mit der Victor das Leben und die Fähigkeit des Lesens zugleich verliert und der Fatalität ewiger Wiederholung in jedem Sinne unterliegt. Schon in seinem unvollendet gebliebenen Roman „Die Zukunft von gestern“ hatte Mulisch festgestellt, dass die Ewigkeit, die Aufhebung der Zeit also, zugleich die Aufhebung des Lebens sei. Und das Ende des Erzählens. Dass unsere Lektüre an eben diesem Punkt tatsächlich endet, ist eines der literarischen Meisterstücke in diesem Buch.

„Die Prozedur“ ist ein vielschichtiges Werk, über weite Strecken heiter und unterhaltsam, immer wieder aber auch von fast bestürzendem Ernst und insgesamt nicht ohne Anspruch an die Bereitschaft zu aufmerksamer Lektüre. Diese vorausgesetzt, eröffnet das Buch eine Vielzahl von unerwarteten Perspektiven, wirft neue Lichter auf die „großen Fragen“ unserer Zeit und lädt ein zu einer faszinierenden Spurensuche durch die Schichten historischer, motivischer und intertextueller Bezüge, die Mulisch um die Themen von Sprache, Schrift, Lesen und Leben herum schafft. Eine literarisch überaus reizvolle Einladung zum Lesen, und zwar zum Lesen in seinem produktivsten und spannendsten Sinn, die anzunehmen hiermit aufs Wärmste empfohlen sei.

Anschrift der Verfasserin: Dr. Anne Maximiliane Jäger, Universität-Gesamthochschule Siegen Fachbereich 3, Adolf-Reichwein-Str. 2, 57068 Siegen.

AutorInnen

Rainer Bosselmann, Jg. 1943, Dr.med., Kinderarzt und Psychotherapeut, Psychodrama-Lehrtherapeut (DAGG), Familienberater in der Ärztlich-Psychologischen Beratungsstelle in Gießen

Ulrike Ewald, geb. 1945, studierte Psychologie, Soziologie, Pädagogik und Werbewissenschaften; seit 25 Jahren freiberufliche Erwachsenenbildnerin mit Schwerpunkt MitarbeiterInnenfortbildung und Frauen; psychotherapeutische und gruppenspezifische Zusatzausbildung; seit 15 Jahren Supervisorin in freier Praxis (DGSv); Lehrsupervisorin (FIS)

Jörg Gogoll, Jg. 1951, Dipl.-Psychologe. In freiberuflicher Praxis tätig als Supervisor (DGSv), Lehrsupervisor und Psychoanalytiker (DPV)

Jürgen Hardt, Psychoanalytiker (DPV), Lehr- und Kontrollanalytiker, in eigener Praxis tätig. Langjähriges Mitglied des Vorstandes der DPV. Ausbildungsleiter. Mitglied des Internationalen Komitees für Ausbildung der IPV. Veröffentlichungen zu „Methode und Techniken der Psychoanalyse“. „Krankenhauspsychotherapie und Institutionssupervision“. Arbeitsschwerpunkt: Fundierung der Psychoanalyse im Grenzbereich zur Philosophie.

Hans Hofmann, Lehrer und pädagogischer Mitarbeiter im Institut für Kunstpädagogik des Fachbereichs Kulturwissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen

Anne Maximiliane Jäger, Dr.phil, Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fach Neuere Deutsche Literatur an der Universität-Gesamthochschule Siegen

Martin Johnsson, Jg. 1958, selbstständiger Supervisor (DGSv), Coach und Organisationsberater. Schwerpunkte der Beratungstätigkeit in allen Feldern der sozialen Arbeit, Verwaltungen, Bildungs- und Gesundheitswesen.

Lutz Meier, Jg. 1956, Dipl.-Sozialarbeiter und Dipl.-Supervisor (DGSv), gruppenspezifische Zusatzausbildung; 13 Jahre hauptamtliche Tätigkeit in der Jugend-, Bildungs- und Beratungsarbeit; seit zehn Jahren freiberuflicher Supervisor und Trainer

Barbara Wiese, Diplompsychologin, Psychoanalytikerin (DPV), Supervisorin (DGSv), Lehrsupervisorin, Balintgruppenleiterin (FIS). In eigener Praxis in Marburg tätig.

Erratum

Verantwortlicher Redakteur von **Heft 16 Forum Supervision** war **Dr. Werner Bohnert (Harsewinkel)**. Versehentlich wurden Thomas Behler und Franz Leinfelder als Redakteure genannt.

Diesen Irrtum bitten wir zu entschuldigen.

Vorschau

FoRuM Supervision

Heft 18 – Oktober 2001

Supervision und Psychoanalyse.

Redaktion:

Gerhard Leuschner und Annegret Wittenberger

mit Beiträgen von Adrian Gärtner, Bernadette Grawe, Katharina Gröning, Manfred Kappeler, Wolfgang Weigand, Annegret Wittenberger und Ralf Zwiebel

Mit Bedauern mussten wir die Beiträge von Gertrud Siller („Supervision zwischen funktionaler Anpassung und kritischer Selbstreflexion – Zum Stellenwert von Supervision im Kontext gesellschaftlicher Wandlungsprozesse“) und Theo Niederschmid („Balintgruppen in der Supervisionsausbildung. Ein Beitrag zur beruflichen Sozialisation und Identitätsbildung von SupervisorInnen“) aus Platzmangel aus dem Heft nehmen. Sie werden in Heft 19 und Heft 20 erscheinen.

Veranstaltungen

FIS-Fortbildungsinstitut für Supervision:

Steubenstraße 34a
65189 Wiesbaden
Tel.: 0611-603681
Fax: 0611-9102701

17. Ausbildungskurs für SupervisorInnen.

Beginn Oktober 2001

Ort: Wiesbaden

Leitung: Franz Leinfelder und Inge Zimmer-Leinfelder

KursdozentInnen in je einem Abschnitt: Barbara Wiese, Dr. Gerhard Wittenberger

Fortbildungsseminare für SupervisorInnen:

„Abwehrmechanismen“

Termin: 17.3.2001

Ort: Kassel

Leitung: Barbara Wiese und Dr. Gerhard Wittenberger

Kosten: 250,-DM ohne Unterkunft und Verpflegung

„Supervision und Psychodrama“

Termin: 18.-20.5.2001

Ort: Frankfurt

Leitung: Kerstin Weiss und Inge Zimmer-Leinfelder

Kosten 350,- DM ohne Unterkunft und Verpflegung

„SupervisorIn – Team – Institution.“

Termin: 19.-21.10.2001

Ort: Mainz

Leitung: Elisabeth Gast-Gittinger und Franz Leinfelder

Kosten 350,- DM ohne Unterkunft und Verpflegung

Vormerken: FIS-Supervisionstage: 9. –11. Mai 2002 in Haus Villigst

agm – Arbeitskreis Gruppendynamik Münster

Steubenstraße 34a
65189 Wiesbaden
Tel.: 0611-603681
Fax: 0611-9102701

Gruppendynamische Zusatzausbildungen

Basistraining (28.2 – 4.3.2001), **Aufbautraining** (6. – 10.6.2001)

Diagnoseworkshop (22. –26.8.2001), **Interventionsworkshop** (30.1. –3.2.2002)

Ort: Mainz

Leitung: Franz Leinfelder, Theresia Menches – Dändliker, Dr. Gerhard Wittenberger, Inge Zimmer-Leinfelder

Kosten: 890 DM ohne Unterkunft und Verpflegung

Zusatzausbildung: Führen und Leiten in Organisationen

Leitungskonzepte und ihre biographischen Hintergründe (28.5. – 1.6.2001)

Mitarbeiterführung: Kontrolle und Leitung von MA-Gruppen (12. – 16.11.2001)

Zum Umgang mit Macht, Autorität und Konflikten (18. – 23.3.2002)

Die Institution, in der ich leite (2. – 6.9.2002)

Ort: Mainz

Leitung: Franz Leinfelder und Inge Zimmer-Leinfelder:

Kosten: 890 DM (ohne Unterkunft und Verpflegung)

Sektion Gruppendynamik im DAGG und Universität Koblenz-Landau

Teamarbeit zwischen Verklärung und Ernüchterung. Ein gruppendynamische Zwischenbilanz. 10. Öffentliche Fachtagung der Sektion Gruppendynamik im DAGG in Zusammenarbeit mit der Universität Koblenz-Landau.

Termin: 14. – 16.6.2001

Ort: Königswinter

Info und Anmeldung: www.teamarbeit.org oder Uni Koblenz: 0261-9119-130

22. Kongress der deutschen Gesellschaft für Transaktionsanalyse (DGTA)

„Die Transaktionsanalyse: Wissenschaft und Kunst“

Termin: 11.-13.5.2001

Ort: Köln

Info und Anmeldung: E.Eisenbach, Taunusstr.60, 61191 Rosbach.